Reichs-Elternwarte

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes

Heft 25 1937

Erscheint vierzehntägig
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.
frei Haus



Advent

Aufnahme: „Das deutsche Bild" Bernhard Kaufmann

Inhalts-Übersicht



Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Reichs-Elternwarte

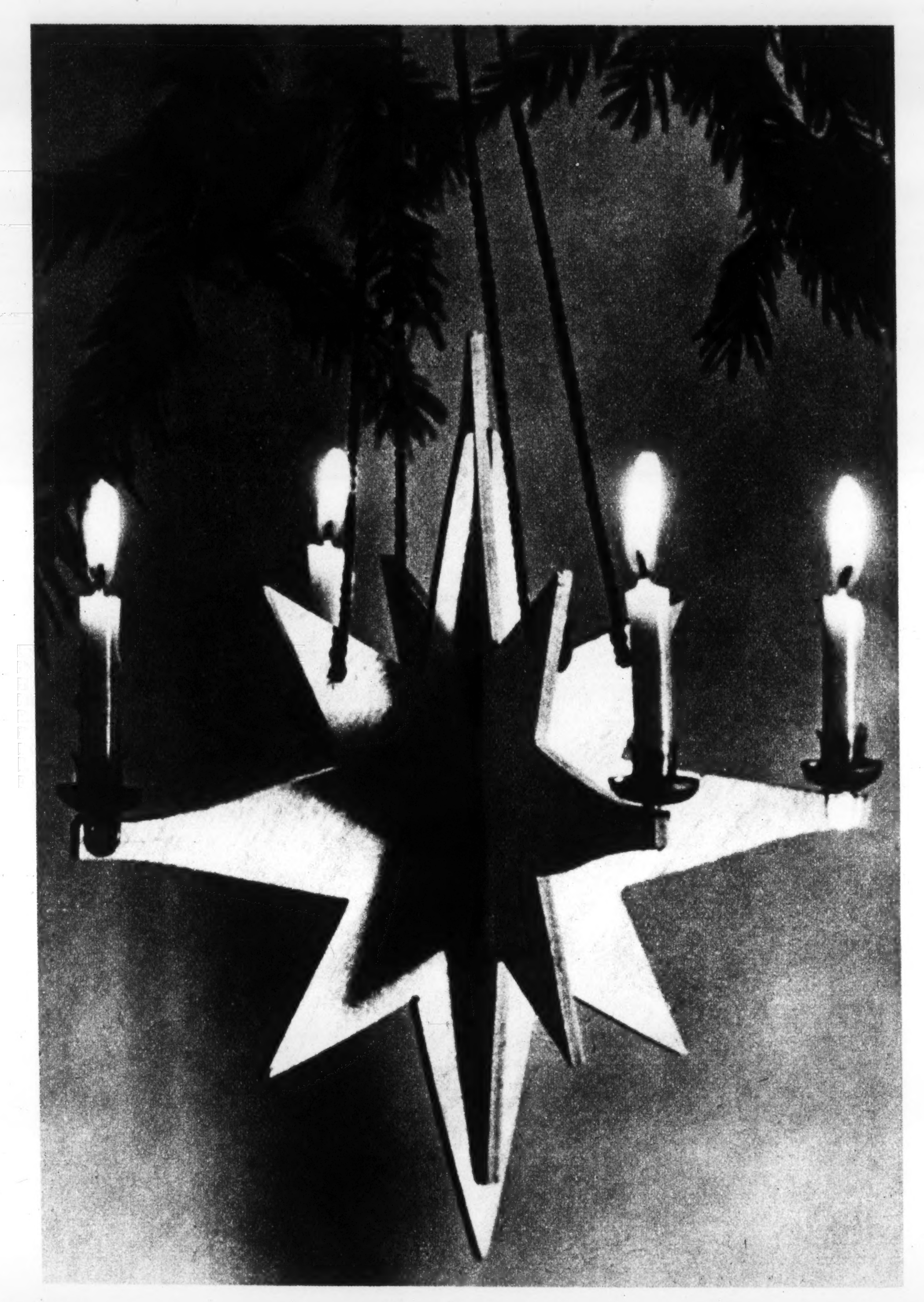
Heft 25 1937

Herausgegeben im Auftrage der Reichswaltung des NSLB.
durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



Jetzt kommen die „süßen“ Tage

Aufnahme: Willi Engel



Mutter im Weihnacht-Begehen

Von Evamaria Blume

Wie kaum ein anderes ist das Weihnachtsfest Mutters Bereich im Hause. Darum ist es auch ihre Sache in erster Linie, auf das zu lauschen, was das Weihnachtsfest ihrer Familie, für Groß und Klein, bedeuten soll. Weihnachten ist ja das deutsche Fest, und wie der gläubige Blick auf die heilige Familie seit fast zwei Jahrtausenden das Mysterium der weltumfassenden Liebe der Menschheit erschloß, ist gerade bei uns Deutschen Weihnachten zum Fest der in Liebe verbundenen Familiengemeinschaft geworden. Vielleicht rührt dieses Fest mit seinen uralten, uns teuer gewordenen Bräuchen heute tiefere, vollere Akkorde in unserer Seele an: wir suchen wieder deutsche Weihnacht — deutsche Frömmigkeit. Wie wir mit neuer Inbrunst „Vaterland", „Heimat" wieder neu ergriffen haben, so wird das Wort „Weihnachten" etwas wie Heim-rufen für unser Gefühl erhalten haben — heim zur Besinnung auf unsere wahren Schätze,

heim zu den Quellen unserer innigsten, reinsten, wahrsten Empfindungsweise — darum nennen wir sie deutsche Frömmigkeit. Sie hat dieses Fest charakteristisch gestaltet wie kein anderes daneben. Das ist unser Weihnachten! Der Reichtum, die Tiefe und Breite seiner Verwurzelung im deutschen Volksgemüt wird uns klar, wenn wir sehen, in welcher sinnigen, volkstümlichen Weise das Weihnachtsfest durch ungezählte Jahrhunderte in Bild und Lied verherrlicht wurde. Wir müssen davon wiedererstehen lassen, soviel uns nur möglich ist. Auch die Schönheit und tiefe Bedeutsamkeit alten deutschen Brauchtums geht uns im Zuge der inneren Umformung, der völkischen Gesundung unseres Denkens allmählich wieder auf. Ist es doch gerade dieses uralte deutsche Brauchtum, dessen Wort- und Sinngebilde von jahrtausendelanger Entstehungszeit uns mit Ehrfurcht vor der Unvergänglichkeit urmenschlicher Gefühlstatsachen erfüllen müssen, — gerade dieses uralte nordische Brauchtum der Mittwinter-Sonnenwende hat unser deutsches Weihnachtsfest zu dem geformt, was es uns heute wieder sein und werden muß.

Ist es nicht so eigen und wundersam für die Beseelung unserer weihnachtlichen Gedankenrichtung, uralten naturmythologischen Vorstellungen nachzugehen, die die gesamte Winterhälfte des Jahres seine dunkle, geheimnisvolle Ruhezeit, auch das Mutterhalbjahr heißt? Das märchenspinnende Volk erfüllt es mit dem Gedenken an alles gütige Mutterwalten im Leben des Menschen und in der Natur, nicht nur infolge der christlichen Geschichte. Unseren nordischen vorchristlichen Vorfahren ist die Mutter seit uralters heilig. Die Einehe ist als natürlichste Folge und Begleiterscheinung von Hausbau, Eigenhof und Schollenarbeit seit Jahrtausenden im Norden bezeugt. Erst durch das Brauchtum des Menschen im Norden, der die Mutterzeit des Jahres, die Mutternächte im Hause und Hofe als heilige Ruhe- und Werdezeit empfindet, erhält das werdende christliche Weihnachtsfest jene wundersame tiefe Verwobenheit seiner Bildkraft, die Hoffnung und Dauer verschmilzt mit dem ewigen Sieg aller Kräfte des Lichts, die in alles Dunkel kämpfend hineinleuchten, das Leben bejahend und jedem Lebenssiege die Wege bereiten. Dem Norden ward es selbstverständlich, daß der Heiland „mitten im kalten Winter, wohl zu der halben Nacht" geboren sei. Heilige Zahlen beherrschen diese Zeit, besonders die unheimliche Neun und die heilige Drei, ein lichtes Zeichen der Dreieinigkeit sowohl von Vater, Mutter und Kind, wie von Tag, Nacht und neuem Morgen. Ueberall spielen sie mit in dem bunten Gewirr von Denken und Tun des Menschen seit Urzeit, wenn er es unternimmt, seinen heiligen Gedanken Ausdruck und Form zu leihen, in der er ja heilbringende Ueberzeugungen weitergeben will an die, die um ihn und nach ihm sind.

So wird jedes Brauchtum zugleich in hohem Maße erzieherisch, und ganz natürlich ist es, daß im Hause die Eltern, vor allem die Mutter, die Hausfrau, Bewahrerin aller innig-hohen Ueberlieferung sein muß: Erzählerin der Märchen, Wahrerin heiliger Geschichten, Betreuerin guter alter Bräuche und Ueberlieferungen. Es ist uns ja auch so ein köstlicher Gedanke, wie unsere germanischen Vorfahren die weiblichen Gottheiten in Frigga, Berchta, Holda als Mütter und Haushalterinnen denken, Führerinnen, Beraterinnen voll Güte und Weisheit, Vermittlerinnen des Glaubens an das Ewig-Gute, an das Mutterherz des Alls, dessen Abbild sie sind, des Mutterherzens, das in der Menschenmutter zu seinen heiligen Höhen emporstrebt. Unter seiner Hut stehen das Haus und die Familie, deren Weihenacht-Begehen mit Fug und Recht erfüllt sein sollte von frohem Brauchtum und innigem Verständnis seiner tieferen Verknüpfung mit urtümlichen heiligen Lebensgesetzen.

Darum will auch die Krippe wieder einziehen in unser Haus, in unser Weihnachtsfest. Sie will wieder Herzensheimat bei uns finden, wie sie sie bei unsern Voreltern fand. Sie will Weihnachtsglanz und Weihnachtsglaube vertiefen, damit wir das heiligste aller Feste in uns aufnehmen mit der starken Freude und Hingabe, die es verlangt. Wir müssen zugeben, daß wir für religiös betonte Feiern aus tief-innerem Bedürfnis heraus den Sinn verloren hatten. In einzelnen Menschen lebt wohl noch etwas davon, aber die ganz große, ursprüngliche Freude — die haben nur noch unsere Kinder. Von ihnen sollten wir lernen! Aus dem innigen Zusammenklang mütterlichen Fühlens und kindlicher Freudefähigkeit ist ja jene Harmonie entstanden, die in allem, was wir Weihnachtskunst nennen, jede Kinderseele zum Mitschwingen bringt. Sie feiern wirklich, denn sie stehen dem Göttlichen noch nahe und finden darum leichter den Weg hinüber.

Darum — zur Weihnachtszeit ein Kripplein bauen, das ist echter, alter deutscher Weihnachtsbrauch. Das ist aber auch Dienst am guten Geist des Familienlebens, den wir von Zerfall- und Zersetzungserscheinungen zu befreien haben, damit unser deutsches Volk zu seiner wahren Art wieder gesunde!

Die völkische Erhebung unserer Tage, die in aller Herzen neue, schöne Impulse erweckt, sie darf nicht vorübergehen an einer ihrer tiefsten Forderungen: die deutsche Familie neu zu gründen in seelischer Verpflichtung und Geschlossenheit, sie in einem wahren Weihnachten zu sammeln, einem Weihnachten echter deutscher Frömmigkeit!

*



Aufnahme: Franz Baumeister

Das Spielzeug / Eine Betrachtung für die Vorweihnachtswoche

Von Johannes Otto

In seinen Lebenserinnerungen erzählt ein ehemaliger Politiker u. a. über das Weihnachtsfest in seinem Elternhause. Wie allenthalben bei Kindern hätten auch bei ihm die Weihnachtsgeschenke im Mittelpunkt der Festfreude gestanden. Auch er und seine Geschwister hätten zum Feste das geschenkt bekommen, was man damals überall Kindern zu schenken pflegte. Die Jungen kriegten Soldaten und ein Schaukelpferd, die Mädchen Puppen. Weil seine Eltern aber recht wohlhabend waren, seien seine und seiner Geschwister Geschenke in der „Qualität" besser ausgefallen als in anderen Häusern. Beispielsweise hätte sein Schaukelpferd ein „echtes" Fell gehabt und einen „echten" Schweif. Und schon am Heiligen Abend habe es die erste Verstimmung wegen dieses Schaukelpferdes gegeben: als er nämlich auf diesem edlen Tier den ersten Galopp mit eingesetzten Sporen reiten wollte, da sei das mahnende Wort „So ein Stück muß man sehr in acht nehmen!" gefallen, und mit der Besitzerfreude sei es bei ihm mit einem Schlage ausgewesen. Es sei ihm so vorgekommen, als gehöre ihm das sehnlich erhoffte Geschenk nur halb, als sei es nur zum Anschauen da wie die kostbaren Vasen auf dem Sims des Kamins, die anscheinend auch nur dazu dort hingestellt waren, um der „Bewegungsfreiheit" echter Jungen lästige Schranken aufzuerlegen und Verdruß zu bereiten. Da hätte es der Sohn vom Pförtner doch viel besser gehabt. Dem hatte der Weihnachtsmann auch ein Schaukelpferd gebracht, eines, das zwar „bloß" aus Holz war, aber eines, mit dem man machen konnte, was man wollte. Als dem nach einer wilden Jagd ein Ohr und der Schweif fehlten, da war der Vater ohne großes Geschimpfe mit einem Leimtopf dagewesen und hatte den Schaden wieder geheilt. Aber auch ohne Ohren und ohne Schweif sei das Schaukelpferd des Pförtnersohnes doch immer noch ein viel schöneres Spielzeug gewesen als all die wertvollen Dinge, die in dem Kinderzimmer des vornehmen Haushaltes standen, die man — „in acht" nehmen mußte. . . .

Ohne es vielleicht zu beabsichtigen, hat der Verfasser mit seiner kleinen Erzählung einen grundlegenden Beitrag zu dem Thema „Spielzeug" gegeben. Und es will uns scheinen, als sei — jetzt gerade in



Das neue Püppchen Aufnahme: Dr. Weller (Bavaria)

der Vorweihnachtszeit — zu diesem Thema viel zu sagen. Gerade jetzt, da die Spielwarengeschäfte in den Großstädten märchenhafte Schätze zur Schau stellen, da die „Weihnachtsausstellungen" der Warenhäuser in den Kindern nie geahnte Wünsche wecken, da die Eltern sich den Kopf darüber zerbrechen, was sie denn ihrem Hans und ihrer Grete wohl in diesem Jahre unter den Lichterbaum oder auf den Gabentisch legen könnten.

Ja, das ist in vielen Häusern eine ernste Frage geworden, eine Frage, bei deren Lösung der elterliche Geldbeutel mit den Wünschen — oder sagt man dazu schon Forderungen? — der ach so „verwöhnten" Kinder in heftigem Widerstreit stehen. Wer „wahre" Elternliebe kennt, weiß, wer in diesem Widerstreit siegen wird. Denn es geht doch nicht an, dem Hans, der im vergangenen Jahre eine Dampfmaschine bekam, dieses Jahr das gewünschte Kino nicht zu kaufen.

Das hieße doch dem Kind die ganze Weihnachtsfreude verderben, das hieße vielleicht sogar, die Liebe des Kindes zu seinen Eltern gefährden. . . .

Wie war das übrigens im vergangenen Jahr mit der Dampfmaschine? Sie hatte ein Sündengeld gekostet (der Kauf der Wringmaschine, die der Hausfrau so dringend fehlte, mußte damals „zurückgestellt" werden!), aber das sechsjährige Hänschen wollte sie doch haben und Assessors Kurtchen hatte doch auch eine gekriegt. Und Hänschen hatte sich doch soooo darüber gefreut. . . . Staunend hatte er vor dem glitzernden Ding gestanden. Schade, daß er schon am ersten Abend seinetwegen eins auf die Finger bekommen mußte. Hänschen wollte nämlich an den Ventilen herumschrauben, und nachher hatte es durch seine „Schusseligkeit" — das Kind ist ja aber auch zu unvorsichtig! — beinahe einen Brand durch den umgestürzten Spirituskocher gegeben. In Zukunft durfte das Kind nur mit dem teuren und anscheinend nicht ganz ungefährlichen Spielzeug spielen, wenn der Vater dabei



Aufnahme: „Das deutsche Bild" V. Kaufmann

Wenn alles schläft, dann werden die Hände der Mutter noch einmal fleißig . . .



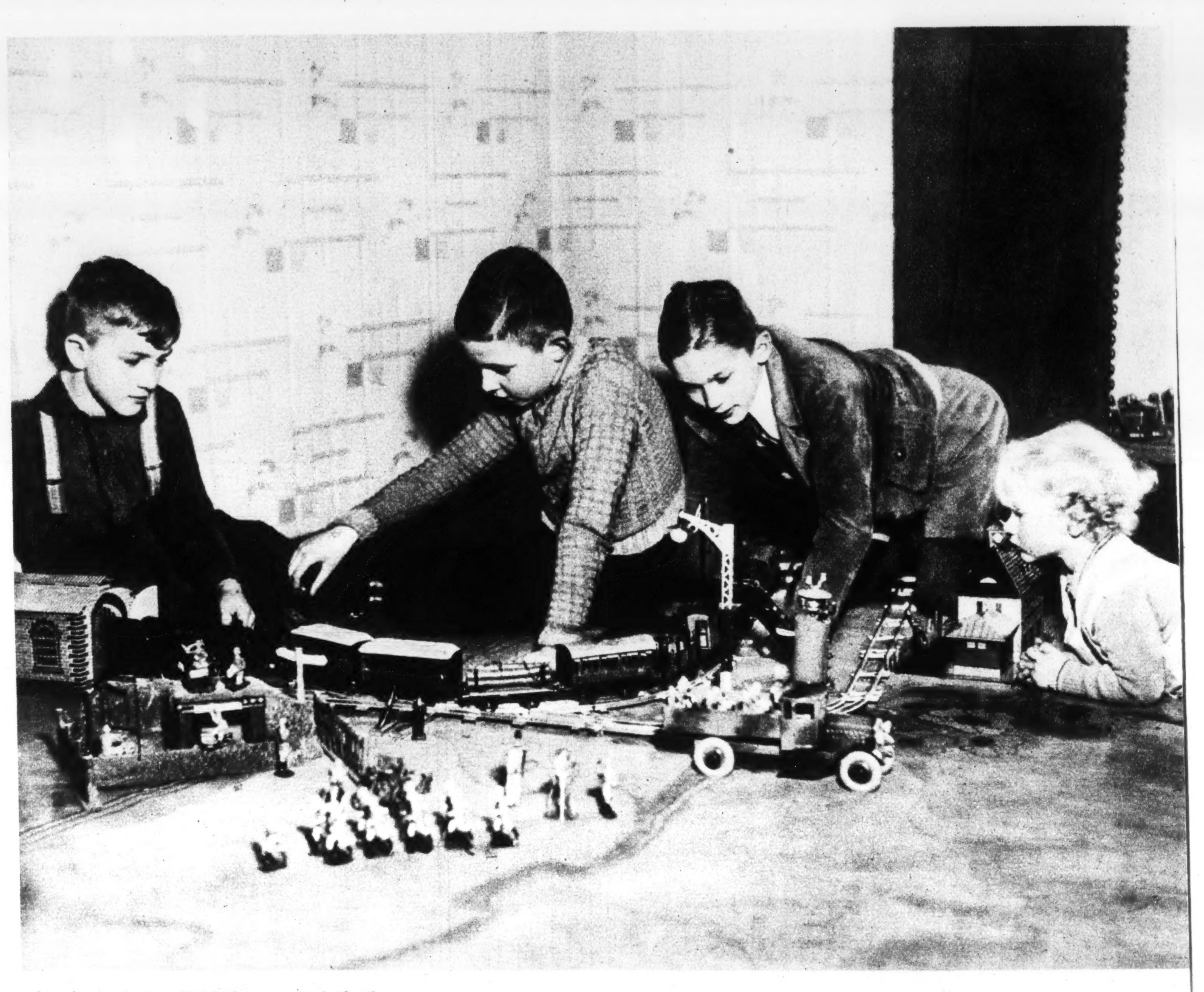
Bald ist Weihnachten! Aufnahme: Freytag (Rondophot)

war und — wenn es dem Spaß machte. Das war anfangs sehr oft der Fall gewesen. Lachend hatte die Mutter mal gesagt, sie glaube, der Vater hätte mehr Freude an dem Weihnachtsgeschenk als der Sohn. Dieser hatte schon während der Feiertage und bald nachher seine Dampfmaschine allen seinen Freunden vorgeführt und sich an deren Staunen und wohlempfundenen heimlichen Neid ergötzt. Nachher, als das Staunen der Freunde vorbei und Hänschens Dampfmaschine nicht mehr das Tagesgespräch seiner Kameraden war, da war das Interesse des Jungen an dem „lehrreichen" Spielzeug — so nämlich hatte es der Vater getauft, als er einmal an die nicht gekaufte Wringmaschine erinnert wurde — schnell geschwunden. Da waren der alte Schlitten wieder zu seinem Recht gekommen und die alte hölzerne Eisenbahn, und Hänschen hatte viele neue Wünsche geäußert. Bekümmert hatten die Eltern ihren Sohn ein undankbares Kind genannt.

Und gegenseitig hatten sie sich beteuert, wie kümmerlich doch eigentlich die Geschenke gewesen wären, die man ihnen als Kind unter den Christbaum gelegt hatte, wie groß aber und nachhaltig die Freude darüber. Und das Ergebnis dieser ernsten elterlichen Betrachtung? Hänschen bekommt zu Weihnachten ein Kino. Denn — s. o.!!

Das Kino wird zwar noch mehr kosten als die Dampfmaschine. Und um seine Bedienung auch nur rein mechanisch ausführen zu können, dazu wird Hänschen viel zu klein sein. Es wird wieder so sein wie mit der Dampfmaschine: Der Vater wird mit dem kostbaren Gerät spielen und Hänschen wird der anfangs interessierte und später höchst gelangweilte Zuschauer sein. Der seine Zuflucht wieder zum alten Spielzeug nimmt, das ihm ganz und gar gehört, mit dem er machen kann, was er will, das einen Puff verträgt und dessen Dasein er auch in kindlicher Neugier („Was mag wohl darin stecken?") oder in kindgemäßem Zerstörungsdrang ein Ende bereiten darf.

Wir dürfen von Hänschen nicht erwarten, daß es sich in Zukunft — etwa weil es mit dem kostbaren Spielzeug schlechte Erfahrungen gemacht hat — einfacheres wünschen wird. Die Begehrlichkeit ist nun einmal geweckt, und anscheinend bedarf es ja nur eines Wunsches — oder gar nur einer Trotzstunde? — um die Eltern gefügig zu machen. Denn daß das Märchen vom Weihnachtsmann nicht ganz stimmt, das hat das kluge Hänschen schon längst herausgekriegt, wenn es den ahnungslosen Eltern seine Erkenntnis auch nicht offen preisgibt. Weshalb ist denn der Weihnachtsmann im Nachbarhause, wo statt des einen Kindes wie bei Hänschens Eltern, fünf auf ihn warten, —



Es sind zwar Bübchens Spielsachen, aber er darf zugucken

Aufnahme: E. Welzel

Kinder, die weiß Gott nicht weniger artig oder mehr ungezogen waren als Hänschen — so knickerig?! Daß die soziale Stellung des Vaters und die eigene Haltung den nachgiebigen Eltern gegenüber zu Weihnachten, zum Geburtstag und auch sonstwie eine große Rolle spielen, das weiß der kleine Kerl schon lange und — stellt seine Wünsche darauf ein. Und seine Eltern, die in ganz verkehrter Zärtlichkeit dem Kleinkind boten, was erst dem herangewachsenen sinnvoll sein konnte, stehen bei jedem Schenken vor dem Porblem: Wie sollen wir unser Kind zufriedenstellen?

Und der letzte Grund für die verkehrte Haltung der Eltern? Der Volksmund hat hierfür die Formel geprägt: „Sie haben vergessen, daß sie selber Kinder waren!" Und das will heißen, sie schauen das Kind mit ihren eigenen Augen an und glauben, eigenes Denken, Empfinden und — Erleben im Kinde suchen und entdecken zu können. Sie sehen im Kinde nicht das Kind, sondern den „Miniaturerwachsenen". (Siehe auf „KEW." 7/1936, S. 230!) Weil *ihnen* das teure komplizierte Spielzeug wert erscheint, glauben sie, daß es auch dem Kinde wert (im Sinne von kostbar und demgemäß unantastbar) ist; weil ihnen es „albern" vorkommt, daß ihr Junge eine Schnur an die Stuhllehne bindet und mit einer Peitsche auf den Stuhl losdrischt und wie mit einem Pferd zu ihm spricht, glauben sie auch, ihr Kind albern nennen und ihm ein „vernünftiges" Spielzeug in die Hand geben zu müssen. Und sie rauben dem Kind dadurch ein Stückchen seiner Kindheit, die nicht, wie es ein verkehrtes Erziehungsideal vergangener Jahrhunderte einmal lehrte, bloß die Vorbereitung auf das Erwachsensein, sondern ein durchaus selbständiger Lebensabschnitt mit eigenen Gesetzen und Lebensformen ist. Das Spiel des Kindes ist die ihm gemäße „Arbeit". Und wie es die Arbeit der Großen nicht verträgt, daß andere hineinpfuschen, so verträgt es auch das Spiel des Kindes nicht, daß die Erwachsenen es nach „ihrem" Sinne gestalten. Wohl mögen sie — um im Bilde zu bleiben — Handlangerdienste tun, das Spiel muß aber ein Spiel des Kindes bleiben.

Und sein Spielzeug — kindgemäß. Denn: „verfrühtes" Spielzeug schadet!

Wir besuchen eine Volksschulklasse

Eine Stunde Geschichte

Von Heinz Rahms

Die erste Schulstunde am Montagmorgen ist meist eine „stille Stunde". Noch sind die Erinnerungsbilder, die der Sonntag prägte, nicht verblaßt, und meine Jungen hören dann gerne zu. Das ist die rechte Stunde, um „Geschichte" zu geben, vor den Buben die Vergangenheit in lebendiger Darstellung Gegenwart werden zu lassen und ihnen die Schicksalsgemeinschaft aller deutschen Menschen von Anbeginn zu zeigen. Deshalb steht auf meinem Stundenplan immer „Montag 8—9 Uhr Geschichte".

Als ich heute morgen in die Klasse trat, waren die Jungen noch stiller als sonst, und ich merkte gleich, es war eine andere Stille als gewöhnlich. Ich wußte es sofort: Der Sonnabend und der Sonntag mit ihren geschichtlichen Ereignissen war auch an meinen Volksschülern nicht ohne Spur vorübergegangen. Und mir schien es, als erwiderten die Jungen meinen Gruß „Heil Hitler!" heute mit noch größerem Impuls als sonst. Stand ich selbst noch so sehr unter dem Eindruck der Tat unseres Führers oder lag wirklich auf den Gesichtern eine erwartungsvolle Spannung, eine Spannung, die nur durch ein verstehendes Wort ausgelöst werden konnte? —

In unserer heutigen deutschen Schule sind es die Schüler gewohnt, daß alle wichtigen Ereignisse auch des politischen Lebens unseres Volkes besprochen werden. So wußte jeder Junge gleich, welches Thema die heutige Geschichtsstunde haben würde. Ganz spontan gab auch Karl M. nach meinem Hinwenden zur Klasse dieses Thema an:

„Die deutschen Truppen haben die entmilitarisierte Zone besetzt!"

Und schon flogen zehn, zwanzig Finger hoch. Die Schüler mußten ihr Wissen loswerden:

„Ich habe auf der Kruppstraße vier Panzerautos gesehen!"

„In Düsseldorf, in Köln, in Koblenz sind die Regimenter eingezogen." — „Das habe ich am Radio gehört!" — „In Saarbrücken auch!"

„Auch in Mülheim sollen sie sein, hat mein Vater gesagt."

„Wir waren gestern am Flugplatz, aber da waren noch keine Bombengeschwader."

So schoß es aus ihnen heraus. Doch da meldete sich ein Bedächtiger: „Am Radio haben sie gesagt, daß die Franzosen Wut haben."

„So", sagte ich, „und warum sollen sie „Wut" haben?"

„Weil wir ihr Aufmarschgelände vor ihrem Festungsgürtel besetzt haben!"

Von diesen Dingen haben wir in den Erdkundestunden gesprochen, auch von der schlechten geopolitischen Lage des deutschen Vaterlandes. Zuletzt hieß das Thema in Erdkunde: Das britische Weltreich. Darauf kam nun Erich V. zu sprechen:

„Mein Vater hat gesagt, das war sehr geschickt von unserem Führer Adolf Hitler, daß Deutschland wieder in den Völkerbund gehen will, weil England jetzt die Führung im Völkerbund hat."

Auf meine Frage: „Und warum ist England so darauf bedacht, den Völkerbund zu führen?" antwortete Erich V.:

„Weil er ihm im italienisch-abessinischen Kriege helfen soll, seinen Seeweg nach Indien zu sichern."

Prompt meldete sich Fritz B.:

„Ich meine, Mussolini kann uns dankbar sein, daß jetzt die Welt auf uns und nicht nach Abessinien sieht!"

Da ich das Gespräch auf die Hauptsache lenken wollte, bemerkte ich: „Ihr habt England und Italien genannt. Was haben sie denn mit dem Einrücken unserer Soldaten in das Rheinland zu tun?"

Willi K. wußte eine Antwort:

„England und Italien sind die Garanten des Vertrages von Locarno." Und dann kamen die entscheidenden Fragen, die zeigten, daß auch die Eltern nicht ganz klar um diese Dinge wußten:

„Wann ist der Vertrag von Locarno abgeschlossen worden?"

„Wo liegt Locarno?"

„Was bestimmt der Vertrag?"

„Ich habe schon meinen Vater gefragt!"

„Der Führer hat gesagt, daß Frankreich den Vertrag von Locarno gebrochen hat!"

Ein Junge wußte, daß Locarno ein kleiner Ort in der Schweiz ist, damit war das Wissen ziemlich zu Ende. Ich erzählte also:

„Der Vertrag von Locarno wurde am 16. Oktober 1925 abgeschlossen. Er ist ein Sicherheitspakt und geht davon aus, daß das Rheinland in deutschem Besitz eine ständige Bedrohung Frankreichs und des europäischen Friedens darstelle. Daraus wird die Berechtigung der französischen Forderung nach „Sicherheit" abgeleitet. Der Vertrag geht von zwei Möglichkeiten aus: 1. Frankreich greift Deutschland an. 2. Deutschland greift Frankreich an. Die teilnehmenden Mächte haben folgende Verpflichtungen übernom-

men: 1. Im Falle eines französischen Angriffes auf Deutschland würden wir durch Belgien, England und Italien unterstützt werden. 2. Frankreich, von Deutschland angegriffen, erhält Hilfe von Belgien, England und Italien. Dafür verbürgen sich alle Staaten, daß die sich aus dem Versailler Diktat ergebenden Grenzen unverletzlich sind. Das Deutsche Reich verbürgt sich darüber hinaus noch besonders für die strenge Beachtung der Bestimmungen über die entmilitarisierte Zone beiderseits des Rheins". Nach diesen Ausführungen hatten die Jungen eine Reihe von Fragen, die ich gleich beantwortete:

Frage: „Hat Deutschland nicht das gleiche Recht auf Sicherheit wie Frankreich, wo doch an der französischen Ostgrenze ein so großer Festungsgürtel entstanden ist?"

Antwort: „Diesen Gedanken hat unser Führer schon oft in seinen Reden betont. Unser neues Heer dient nur zu unserer Sicherheit."

Frage: „Hat nicht Deutschland den Vertrag von Versailles durch den Locarnovertrag anerkannt?"

Antwort: „Das haben wir in der Tat der Politik des damaligen Ministers Stresemann zu verdanken, und zwar tat er es freiwillig, während doch selbst die Regierung von 1919 wenigstens erklärt hatte, daß sie sich nur der übermächtigen Gewalt füge."

Frage: „Wir mußten die entmilitarisierte Zone anerkennen. Was opferte denn Frankreich?"

Antwort: „Nichts! Die damalige deutsche Regierung verzichtete sogar ohne Zwang auf die Wiedergewinnung der staatlichen Hoheit im Rheingebiet."

Frage: „Wie lautet die Bestimmung des Versailler Vertrages, die von der entmilitarisierten Zone handelt?"

Antwort: „Hier habe ich das Versailler Diktat. Dort lesen wir: Deutschland darf weder auf dem linken Rheinufer, noch in einem 50 Kilometer breiten Streifen auf dem rechten Rheinufer Befestigungen beibehalten oder neu anlegen, noch irgendwelche Streitkräfte ständig oder vorübergehend dort unterbringen. Jede Uebertretung dieser Bestimmungen gilt als Versuch einer Störung des Weltfriedens."

Frage: „Jetzt verstehe ich, was der Führer in seiner Rede von der Bedrohung des Friedens durch das Militärbündnis zwischen Frankreich und Rußland gesagt hat. Ist nicht Frankreich verpflichtet, Rußland beizustehen, wenn es sich angegriffen fühlt?"

Antwort: „Ja, das ist richtig. Frankreich kann also durch Rußland in die Lage kommen, nach Deutschland einmarschieren zu müssen, weil es durch das neue Militärbündnis gebunden ist. Der Vertrag von Locarno aber enthält ausdrücklich folgende Bestimmung: „Die vertragschließenden Mächte verpflichten sich, in keinem Falle zu einem Angriff oder zu einem Einfall oder zu einem Krieg gegeneinander zu schreiten." — Und nun habe ich eine Frage: „Worin besteht also der Bruch des Locarnovertrages durch Frankreich?"

Die Jungen waren bisher mit großer Aufmerksamkeit gefolgt, und so kam die Antwort auch richtig:

„Frankreich hat ein neues Bündnis abgeschlossen, das den ersten Vertrag aufhebt."

Um Klarheit zu gewinnen, stellte ich eine weitere Frage:

„Und die Bestimmung des Versailler Diktats?"

Da kam ich schön an:

„Die Alliierten haben den Vertrag ja selbst nicht gehalten!"

„Sie haben nicht abgerüstet, obwohl sie sich dazu verpflichteten!"

„Deshalb haben sie uns auch in Ruhe gelassen, als wir die allgemeine Wehrpflicht wieder einführten."

„Und jetzt werden sie uns auch in Ruhe lassen!"

Wolfgang T. sagte es im Brustton der Ueberzeugung und fügte hinzu:

„Der Führer hat unseren Friedenswillen doch so sehr betont."

Da meldete sich Ernst K. Er schien mit einer Frage bis jetzt gewartet zu haben:

„Hat nicht unser Führer Adolf Hitler einen neuen Pakt in seiner Rede vorgeschlagen?"

Nun mußte ich mich über die Kenntnis des Memorandums bei einzelnen Schülern wundern. Den wesentlichen Inhalt brachten sie selbst zusammen.

„Der Führer hat Frankreich und Belgien einen Nichtangriffspakt für die Dauer von 25 Jahren angeboten."

„England und Italien sollen wieder Garanten werden."

„Die Niederlande sind auch zu diesem Pakt eingeladen."

„Der Führer hat dazu einen Luftpakt, so ähnlich wie das deutsch-englische Flottenabkommen angeboten."

Und als ich noch hinzufügte: „Der Führer hat vorgeschlagen, mit Belgien und Frankreich über die Bildung einer beiderseitigen entmilitarisierten Zone zu verhandeln", antwortete ein Schüler:

„Jetzt kann ja Frankreich zeigen, daß es wirklich den Frieden will."

Ich erwiderte: „Ja, Junge, da hast du wirklich recht! Unser Führer streckt nun schon seit drei Jahren den Franzosen die Friedenshand hin. Wir wollen alle wünschen, daß sie nun endlich von ihrer starren Unversöhnlichkeit lassen. Wir denken wohl alle so. Das ganze deutsche Volk will den Frieden!"

Hermann B. meldet sich und fügt hinzu:

„Deshalb hat der Führer auch den Reichstag aufgelöst. Er soll neu gewählt werden. Das deutsche Volk soll bekunden, daß es hinter seinem Führer steht und daß es den Frieden wahrhaftig erstrebt!"

Die anderen Schüler ergänzten:

„Ich las, daß der Führer nicht ein Diktator, sondern nur der Beauftragte seines Volkes sein will!"

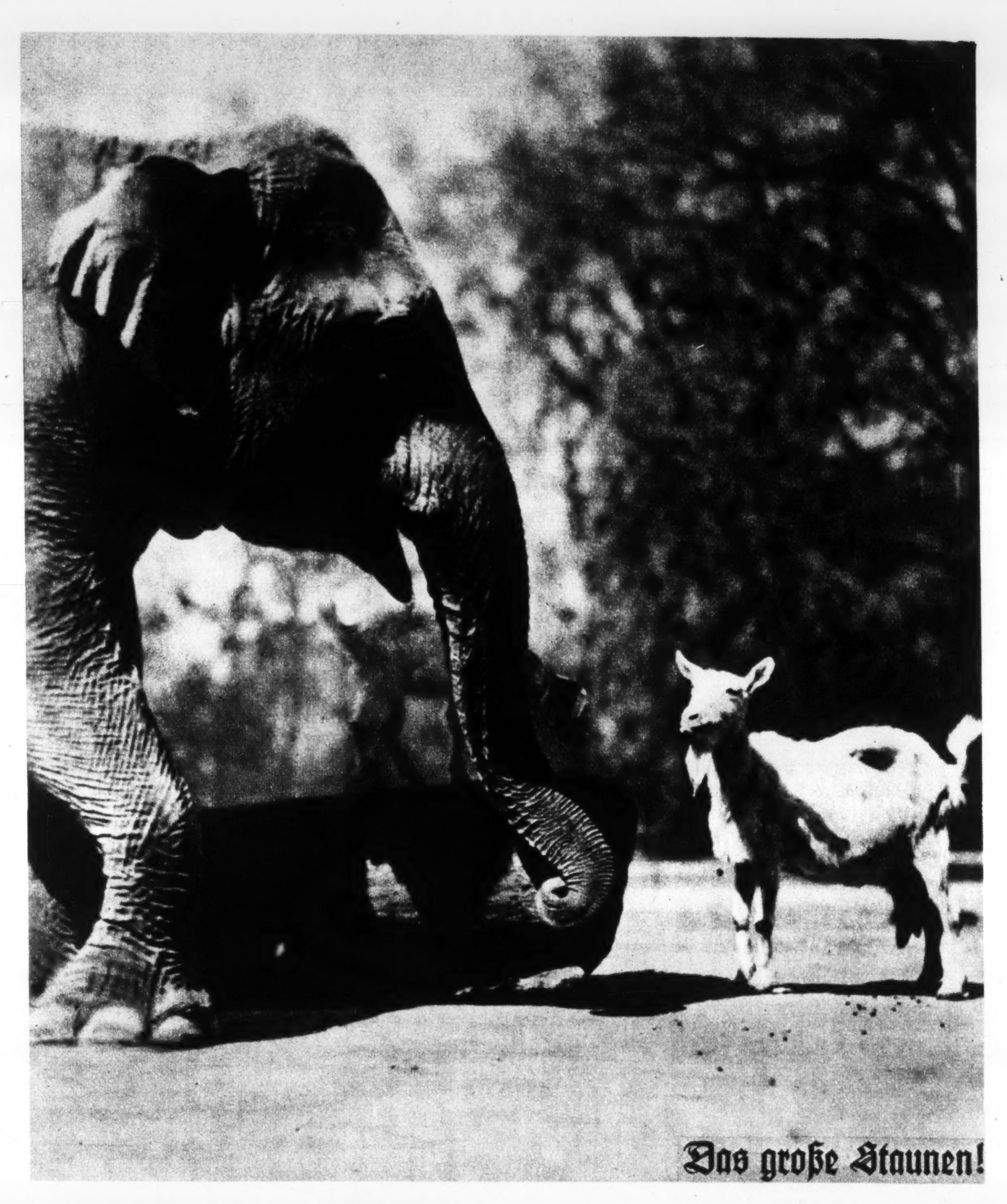
„Mein Vater hat gesagt: Diesmal werden es 100 Prozent!"

„Schade, daß wir noch nicht mitwählen dürfen!"

„Ich würde ihn ganz bestimmt wählen!" — —

Da merkten wir an den Kinderstimmen auf dem Flur, daß es schon längst zur Pause geschellt hatte. Wir überhörten die Glocke, weil alle zu sehr von der Wichtigkeit des Besprochenen gepackt waren. So schloß ich die Stunde mit einem dreifachen Sieg-Heil auf den Führer, in das meine Jungen begeistert einstimmten. Ich aber mußte mir unwillkürlich vergegenwärtigen, wie unsere Jugend noch vor vier Jahren zu solchen Dingen gestanden hat! Es hat sich eine große Wandlung in unserem Volk vollzogen. Die Jugend ist ein sichtbares Zeichen dieser Wandlung; das zeigte mir die geschilderte Geschichtsstunde in der Oberklasse einer deutschen Volksschule.

Aufnahme: Agfa-Bildarchiv



Das große Staunen!

Der Jägerfritz

Erzählung von Max Lindow

Der Junge ist schon als kleines Kind so gewesen. Die Menschen waren ihm gleichgültig, nur die Tiere interessierten ihn. Er konnte schon als Junge von fünf Jahren stundenlang sitzen und den Sperlingen zusehen. Bald konnte er die Tierstimmen nachmachen, konnte schreien wie die Eule, rufen wie der Kuckuck und pfeifen wie der Star, Hänfling, Nachtigall, Stieglitz und wie sie alle heißen, Fritz erkannte sie am Gesange. Daß er sie nicht nur an den Federn und der Stimme, sondern auch am Fluge erkannte, setzten Lehrer und Förster in Erstaunen. Fritz hatte ein Buch mit guten Tierabbildungen; das war sein Lieblingsbuch, er konnte sich immer wieder darin vertiefen. Der Försterfritz, wie sie ihn im Dorfe nannten, obwohl sein Vater kein Förster, sondern nur ein kleiner Handwerker war, wußte alle Nester. Kein Baum war ihm zu hoch. Er holte sich das Ei nicht nur aus dem Krähennest, nein, auch Habicht und Weihe konnten ihre Nester nicht vor ihm verstecken. Die andern Jungen hatten ihn deshalb schon in der Schule verpetzt; aber als der Lehrer die Eiersammlung des Fritz sah, kam er aus dem Staunen und Wundern gar nicht heraus. Da lag jedes Ei, sorgfältig ausgeblasen, auf Watte in einem Kästchen, und der Name des Vogels stand sauber auf einem Schildchen. Dazu konnte der Lehrer nichts sagen, hier war ja von einem übermütigen Nesterausnehmen keine Rede.

Bald begann Fritz damit, sich Tiere zu halten, um sie besser beobachten zu können. Auf dem Boden, im Stall und im Garten saßen in Kästen und Bauern

Hamster, Igel, Iltis, Eichhörnchen, Eule, Habicht, Elster und andere. Sie fühlten sich wohl, bekamen ihre Ordnung und Verpflegung, wie es sich gehörte.

Alle Tiere kannten ihren Herrn. Die Elster und der Rabe, sie dachten nicht an Flucht. Die Elster saß dem Jungen auf der Schulter, und der Rabe hüpfte vor Freude, wenn Fritz in den Garten kam. So war es gekommen, daß Fritz im Alter von zwölf Jahren im Dorfe und in der Umgegend nur der Försterfritz hieß. Das war kein Spottname, sondern ein Ehrentitel.

Keine fünfhundert Schritte hinter dem Elternhause des Fritz lag der große Wald. Hier kannte der Junge bald jeden Baum. Wenn des Sonntags die Dorfjungen auf der Straße lärmten, war Fritz im Walde, er war seine zweite Heimat.

War Fritz viele Stunden suchend und sehend unter Eichen und Buchen hingewandert, dann warf er sich in das weiche, grüne Waldmoos, legte die Arme unter den Kopf und sah in die Baumkronen. Leise und sacht bewegten sich die Spitzen hin und her, und zwischen den blanken Blättern sah der Himmel durch. Die weißen und grauen Wolken segelten dort oben wie große Vögel, die nach der Heimat fliegen. So träumte Fritz oft stundenlang und sog die frische Waldluft tief hinein in seine Brust. Die kleinen Vögel aber machten Musik dazu.

Wenn an Wintertagen der Schnee wie eine schlohweiße Decke auf dem Waldboden lag, wenn der Rauhreif an den Zweigen hing, wenn die Fichten aussahen, als wären sie dick mit Zucker überstreut, dann ging Fritz so sacht und leise durch den Wald, als wäre er in einer unendlichen Kirche. Es war so feierlich. Oft war kein einziger Laut zu hören. Dann kamen die kleinen Meisen durch die Zweige gepurzelt, kopfunter und kopfüber, und zauberhaft klang ihr süßes „pink, pink, pink!"

Auf solchen heiligen Wegen stand der Fritz besinnlich still, sah zurück, und nur die eigenen Fußtapfen waren im zarten Weißschnee zu sehen. Dann war dem Jungen zumute, als wäre er allein auf der Welt, und nur der Herrgott schritte unhörbar neben ihm und wollte ihm selber alle Pracht und Herrlichkeit zeigen.

Aber auch der Sturm rief ihn in den Wald. Wenn sich die Baumkronen bogen, als müßten sie brechen; wenn die Aeste knackten, brachen und stürzten, dann war alles nicht nur Zorn, sondern Urkraft. Der Junge hatte dann den Hut im Genick, sah nach den starken Eichen, und es war ihm, als ob sie riefen: „So muß es erst kommen, wenn wir uns wohlfühlen sollen! Das Faule, das Morsche und Ungesunde fällt ab, und das Kerngesunde bleibt am Leben!" Ja, so ist das Leben, und der schlichte Dorfjunge ahnte es.

Vater und Mutter wußten, daß ihr Junge durch Sonnenschein ging und — durch Unwetter . — —

An einem schönen Frühlingstag verließ Fritz die Schule. Nach Ostern sollte er auf die Försterschule kommen; denn ohne Wald und Tiere hätte er nicht leben können. Fritz wußte es, der Abschied von der Heimat würde ihm bitterschwer werden.

Er hatte keine Schule mehr und war bald den ganzen Tag bei seinen Tieren oder im Walde. Der Wald wurde jetzt so schön. Die Osterblumen blühten schon. Die Buchenblätter blickten mit krausen Köpfen aus den Knospen und sahen mit so glücklichen Augen in die Welt, als könnten sie es nicht glauben, daß nun der Frühling mit seinem blauen Himmel und dem blanken Sonnenschein kommen würde. Der Buchfink war außer sich vor Freude, legte den Kopf zurück, machte die rote Brust weit und übte immer wieder an der kurzen Strophe, die ihn und den guten Wald erfreuen sollte.

Am letzten Tag blieb Fritz zu Hause. Er saß bei seinen Tieren, betrachtete sie still, strich ihnen sacht über die weichen Rücken, sah in ihre hellen, klaren Augen, sprach mit ihnen wie zu seinen besten Freunden.

Der Vater hatte versprochen, die Tiere zu pflegen und zu füttern. Auch die Mutter wollte sich nach ihnen umsehen. Fritz wußte, sie würden es nicht können. Es war ja auch nicht damit getan, daß man Futter in die Tröge und Näpfe tat, nein, das Herz mußte man ihnen schenken. Liebe verlangten sie, und Liebe wollten sie schenken.

Nun stand die Sonne dicht über dem Walde. Eine kurze Stunde noch, dann war der letzte Tag dahin. Da schritt Fritz von Kasten zu Kasten, von Käfig zu Käfig, von Bauer zu Bauer und öffnete alle Türen. Viele von seinen Lieblingen trug er erst hinter den Garten und zeigte ihnen das freie Feld und den nahen Wald.

Habicht und Weihe schossen aus dem Bauer heraus, schwangen sich in die Luft und zogen ihre Kreise hoch über dem Walde. Der Iltis sprang davon, ohne sich umzublicken. Bald war er im nächsten Kraut verschwunden. Aber die Elster flog dem Fritz auf die Schulter, und der Igel hatte es nicht so eilig. Der Dompfaff flötete zum Abschied ein Lied auf dem Apfelbaum.

Als Fritz in das Hans ging, saß die Elster noch auf seiner Schulter, und die Ringeltaube war schon in ihren Käfig zurückgekehrt. Sie konnte gern bleiben, für sie würde sich Zeit genug finden. Sie wußten ja auch auf der Hofstelle Bescheid, und wenn sie einmal vergessen wurden, dann würden sie sich schon melden.

Vater und Mutter waren verstört, als sie hörten und sahen, was ihr Fritz getan hatte. Der Vater konnte kein Wort herausbringen, und die Mutter warf den Kopf auf den Tisch und weinte. Nun wußten sie erst, wie schwer ihnen morgen ums Herz sein würde.

Kraft und Gesundheit des Blutes werden den Völkern nur einmal gegeben und lassen sich, sind sie zerfallen, niemals wieder aufbauen, wie zerstörte Städte oder verwüstete Äcker.

Dr. Walther Groß.



Aufnahme: Jutta Selle

Meta Brix:

Abendstunde im Advent

Niemals ist mein Junge in der Kinderzeit so gern zur Großmutter gegangen, als in der Adventszeit. Wenn wir hinkamen, wartete Großmutter natürlich schon mit dem gedeckten Tisch; es gab Schokolade und Kuchen.

Es war immer sehr still in der kleinen im vierten Stockwerk gelegenen Wohnung, von der man den Himmel so sehr nahe sah, wie das Kind immer wieder begeistert feststellte. An diesen winterlichen Tagen blieben wir nach dem Schmaus immer noch ein Weilchen im Dunklen sitzen, in der Schummerstunde, wie Großmutter sagte. Ein süßer Duft zog durch die Stube; er kam von der Ofenröhre her, in der ein paar Aepfel schmorten und zischten. Aber diese Aepfel wurden erst später gegessen, wenn wir die Lichter am Adventskranz anzünden würden.

Jetzt nahm Großmutter erst einmal ihren Enkel auf den Schoß; er stand schon an ihren Arm geschmiegt da und wartete auf diese traulichste aller Stunden. Und mit der alten und allen Kindern doch ewig neuen Einleitung — „Es war einmal — —" begann die alte Frau ein Märchen zu erzählen.

Niemals aber ging eine solche Schummerstunde zu Ende, ohne daß der Enkel bat:

„Und jetzt, Großmutter, sing noch ein Lied „Der Wind, der jagt den Schnee durchs Haus — —"!

Viele Jahre sind seit jenen traulichen Schummerstunden vergangen, aber ich habe noch niemals in irgend einem Buch dieses alte Lied gefunden. Es hatte einen seltsamen Zauber. Noch ehe ich die Mutter meines Mannes kannte, hatte mir mein Verlobter von diesem kleinen Lied erzählt, verträumt und glücklich wie ein Kind. Später dann sang Großmutter es dem Enkel. Ihre Stimme war ganz tief, und wenn sie von dem Wind sang, der um das Haus ging, zog sie die buschigen dunklen Augenbrauen immer ganz hoch. — Nun schläft Großmutter schon lange unter dem grünen Rasen, wir werden allmählich alte Leute, und der Enkel wurde ein Mann. Wißt ihr, wir wollen zur Adventszeit wieder einmal zum Friedhof hinausgehen. Paßt auf, durch die Tannen in der Höhe und über die lila Blüten der Erikapflanzen auf dem Hügel wird ein leises Wehen gehen — wie ein Flüstern —

„Der Wind, der jagt den Schnee durchs Haus,
die Ofentüren zittern;
die Kinder bleiben gern zu Haus
und denken nicht ans Schlittern.
Und wenn der Abend graut —
die Mutter kommt und baut
für jedes Kind ein Tischchen auf
und legt die schönsten Sachen drauf.
Im Nebenzimmer kramt sie schon
den Quersack auf und ruschelt.
Und horcht nur, wie sie jetzt
die Wände entlang huschelt — —"

Die erste Freundschaft

Bislang war Karlchen Tröger ein wohlbehütetes Kind gewesen. Aber dann war er in die Schule gekommen. Wenn Karlchens Mutter nun geglaubt hatte, daß mit Karlchen alles so bliebe, wie es bisher gewesen war — außer der Tatsache, daß es jetzt galt, die Schulpflichten zu erfüllen — dann hatte sie sich geirrt. Denn Karlchen trat aus der Abgeschlossenheit seiner Kleinkinderjahre heraus und wurde vom größeren und bunteren Leben aufgenommen. Aus Karlchen war Karl geworden.

Ja, Karlchen war ein wohlbehütetes Kind gewesen; darauf hatte seine Mutter immer geachtet, daß er kein Gassenjunge werden konnte. So streng und aufmerksam hatte die Mutter über den Verkehr des kleinen Jungen gewacht, daß er eigentlich gar keinen Verkehr gehabt hatte. Gewiß, es gab viele Kinder in der Nachbarschaft, aber Frau Tröger war der Ansicht, daß diese Kinder nicht der passende Umgang für ihr Karlchen seien. Wenn andere Kinder spielten und mit lautem Schreien und Johlen um die Straßenecken jagten, mußte Karlchen sittsam an der Hand der Mutter ausgehen oder durfte aus gehöriger Entfernung aus dem Fenster zuschauen, wie andere Kinder ihre Spiele trieben.

Der Vater schüttelte zwar mitunter den Kopf, wenn Frau Tröger gar zu ablehnend betonte, daß diese Kinder für ihr Karlchen gar nicht in Frage kämen. Herr Tröger war ein angesehener Mann, den man zu den „besseren Kreisen" zählte. Seine geschäftliche Tätigkeit nahm ihn so in Anspruch, daß er leider wenig oder gar keine Zeit dazu fand, sich der Erziehung seines Jungen zu widmen. Immerhin, es kam vor, daß er mit den Ansichten seiner Frau nicht immer einig war, aber da er so viel andere, wichtigere Sachen zu bedenken hatte, brachte er es nur zu einem Kopfschütteln, ließ jedoch im übrigen seiner Frau freie Hand.

Also Karlchen hatte nie auf die Straße gedurft; Straßenkinder waren Frau Tröger ein Greul, denn wer weiß, mit was für welchen Kindern ihr Kind da zusammenkam, was für Dinge er da lernen würde. Und geeignete Kinder, mit denen man Karlchen unbedenklich spielen lassen konnte, waren nicht vorhanden.

Karlchens Gedanken freilich waren ganz andere: Karlchen war bereit, mit jedem Kinde zu spielen, er hätte mit jedem Jungen, mochte dessen Vater auch bei weitem nicht das sein, was sein eigener war, sofort Freundschaft geschlossen. Wie gern hätte er sich an den Spielen auf der Straße beteiligt, denen er nur von Ferne zuschauen durfte. So sind eben die Kinder: sie machen keine Unterschiede, es kommt ihnen nicht darauf an, aus welcher Familie ein Spielkamerad stammt, ob er schmutzige Hände und geflickte Hosen hat, sondern es ist ihnen bedeutend wichtiger, daß der Spielkamerad auch ein wirklicher und guter Spielkamerad ist. Wenn die heranwachsenden Kinder später anderer Meinung werden und zuerst danach fragen: „Woher kommst du? Wer bist du?" — dann ist das schon ein Ergebnis der Erziehung.

Aus Karlchen war Karl geworden. Und Karl Tröger hockte nicht mehr hinter der Glasscheibe des Fensters. Es war nicht mehr möglich, die Welt und das Leben und was so dazu gehörte aus der sicheren Ferne zu betrachten. Nein, mit einem Male ist man mitten drin im Leben, man kann nicht einfach davonrennen, sondern die Dinge und die Menschen, mit denen man zu tun bekommt, halten einen fest.

Das war Frau Trögers Irrtum. Sie hatte gemeint, Karlchen würde vom lauten und wirklichen Leben verschont bleiben — aber er blieb es nicht. Er lernte andere Kinder kennen; und wenn Frau Tröger sorgfältig und bedachtsam den Umgang ihres Jungen überwacht hatte und mit allzu wählerischen Ueberlegungen ausgesucht, das Leben selbst wirbelte alles durcheinander. Mit was für Kindern kam Karl nicht alles zusammen. Frau Tröger hatte mitunter — zu Recht und Unrecht, je nachdem — entsetzt die Hände über dem Kopfe zusammengeschlagen.

Mit Schrecken bemerkte sie, das Karlchen ein anderer geworden war. Karl wollte auf die Straße hinaus, er wollte mit seinen Klassenkameraden spielen und kümmerte sich gar nicht darum, ob diese Jungens zerrissene Hosen anhatten oder schmutzige Hände besaßen, ob ihr Vater ein angesehener oder ein kleiner unbeachteter Mann war. Gewöhnlich kam er mit einem Jungen nach Schulschluß an, der von Frau Tröger mit größtem Mißtrauen angesehen wurde und endlich zu der Frage veranlaßte:

„Was ist denn das nur für ein Junge, mit dem du immer aus der Schule kommst?"

Karl antwortete stolz:

„Das ist mein Freund!"

„Freund?" sagte Frau Tröger etwas gedehnt. „So? Was ist denn das für ein Junge? Was ist denn sein Vater — der Junge sieht mir gar nicht so sauber und vertrauenerweckend aus, als daß er dein Freund sein könnte."

„Och," meinte Karl, dem es gänzlich gleichgültig war, was der Vater seines Freundes war und der auf die schmutzigen Hände des Freundes noch nie geachtet hatte, „och, das weiß ich gar nicht, was dem sein Vater ist. Und wenn er nicht immer sauber ist, Mutti, dann kommt das daher, weil er in alle Ecken kriecht. Mit dem kann man so gut spielen!"

Frau Tröger schüttelte den Kopf.

„Aber Junge, du mußt doch wissen, aus was für einer Familie dein Freund stammt. Ob das ein richtiger Freund für dich ist — warum schließt du dich denn nicht lieber dem Heinz Neumann an, so ein netter Junge, wie der ist? Der paßte doch sicher besser zu dir als dieser — dieser — wie heißt er denn eigentlich, dein Freund?"

„Der heißt Fritz Schelling! Weißt du, Mutter, mit dem Heinz Neumann, da will keiner spielen. Der ist ein Streithammel, so eingebildet wie der ist. Und immer will er alles besser können als andere. Aber mit Fritz, mit dem — ja, der ist ein richtiger Spielkamerad."

„Na, wir werden ja sehen! Und mit dem Heinz Neumann wird es wohl mehr an den anderen liegen, auf mich macht der Junge den besten Eindruck."

Am nächsten Mittag richtete Frau Tröger es so ein, daß sie den beiden Knaben begegnete. Da stand also Fritz Schelling, Karls neuer Freund, vor ihr. Ein bißchen verlegen, ein wenig ärmlich gekleidet, aber sauber und ordentlich — bis auf die Hände natürlich, die wahrscheinlich wieder irgendwo herumgestöbert hatten.

Frau Trögers Lächeln, mit dem sie wohlüberlegte Fragen an den Jungen richtete, war wohl freundlich, aber in ihrem Gesicht lag etwas Strenges und Prüfendes. Es war klar, daß die Prüfung nicht bestanden wurde, zumal es sich herausstellte, daß Fritz Schellings Vater nur ein ganz einfacher und armer Mann war.

Stumm schritt Karl Tröger neben der Mutter her. Er vermochte zwar noch nicht ganz zu begreifen, was sich eben abgespielt hatte, aber er ahnte, daß die Mutter an Fritz Schelling allerlei auszusetzen hatte.

Frau Tröger hatte im ersten Augenblick vorgehabt, ihrem Jungen diese Freundschaft einfach zu verbieten, aber plötzlich kam ihr der Gedanke, daß es

vielleicht doch besser sei, diesen Fall zunächst einmal mit ihrem Manne zu besprechen. Schließlich war es ja wirklich an der Zeit, daß sich Karls Vater auch einmal um die Erziehung des Jungen kümmerte.

Karl Tröger, der die leise Ahnung hatte, daß es um seine Freundschaft — seine erste Freundschaft — ging, schlich den ganzen Nachmittag unlustig umher. Gewiß, bisher hatte die Mutter noch nichts gesagt, aber — er kannte das Gesicht der Mutter: dieses abweisende, strenge Gesicht; und er kannte auch dieses Lächeln, das die Mutter gezeigt hatte, als sie mit Fritz Schelling gesprochen hatte.

Bevor die Mutter noch von sich aus etwas sagen konnte, hatte Herr Tröger, der abends nach Hause kam, bereits gemerkt, daß etwas nicht in Ordnung war.

„Nun, was hat es bei euch gegeben?" fragte er, als Karl ins Bett gegangen war. Seine Frau berichtete ihm.

„Ich denke," sagte sie zum Schluß," daß auch du meiner Ansicht bist: dem Jungen diesen Verkehr kurz und bündig zu verbieten!"

Tröger sah seine Frau nachdenklich an. Es war wahrscheinlich Zeit, daß er selbst sich etwas mehr um Karl kümmerte. Der Junge war älter geworden, er brauchte jetzt wohl eine Hand, die etwas straffer und härter führte als eine Frauenhand — aber er hatte es wohl auch jetzt nötig, daß er dem — wie Herr Tröger genau wußte — mitunter etwas ungerechten und einseitigen Einfluß der Mutter entzogen wurde. Noch besser allerdings wäre es, wenn Frau Tröger auch einsehen würde, daß man einen Jungen nicht immer nur mit sauberen Händen sehen konnte, und daß ein richtiger Junge nicht darnach gewertet werden darf, woher er stammt, sondern ob er selbst ordentlich und ehrlich und anständig ist.

„Ich werd mir den Jungen mal selbst ansehen, Käthe," sagte er.

Herr Tröger ging selbst auf Entdeckungsfahrt. Und das Ergebnis, das er mit nach Hause brachte, breitete er in folgenden Worten vor seiner Frau aus:

„Liebe Käthe — gib dir bitte mal Mühe, mich — und unsern Jungen zu verstehen. Und ich weiß, du kannst es — du mußt nur etwas von deinem ungerechten Stolz aufgeben und etwas mehr dein wirkliches, warmes Herz sprechen lassen. Also, ich billige die Wahl Karls ganz und gar. Der Junge, den er sich da ausgesucht hat — dieser Fritz Schelling — mag wohl von zu Hause aus aus einer anderen Umgebung stammen als Karl, aber das ist so nebensächlich, daß man darüber gar nicht zu sprechen braucht. Es kommt auf den Jungen selbst an — und der hat auf mich den allerbesten Eindruck gemacht. Ehrlich, ordentlich, anständig, bescheiden — nicht so ein aufgeblasener Angeber und Besserwisser wie zum Beispiel der Heinz Neumann. Der Heinz Neumann zum Beispiel mag ja saubere Hände haben, dafür trägt er auch den Kopf viel zu hoch — nicht etwa, weil er selbst ein wertvoller Kerl wäre, sondern weil sein Vater Geld hat, mehr Geld als der eine oder der andere seiner Klassenkameraden. So ein Verkehr ist nichts für Karl. Karl soll ruhig mit allen Jungen in recht enge Berührung kommen, wenn er sich dann immer diejenigen als Freunde heraussucht, die wirklich gute und anständige Kameraden sind, dann soll es recht sein. Meinst du nicht, Käthe, daß meine Ansicht richtiger ist als die deine, die den Jungen immer am mütterlichen Gängelbande halten will und auch noch seine Freundschaften nach dem fraulichen Empfinden auswählt? Eine Frau wird natürlich meistens einen sittsamen und sauberen und stillen Jungen vorziehen, es fragt sich aber nur, ob ein solcher Junge auch ein richtiger Junge ist!"



Gute Freunde — Aufnahme: Scherz-Wauer

Frau Tröger schwieg eine Weile, dann meinte sie:

„Siehst du, Hans — ich hätte ja einfach dem Jungen diesen Verkehr verbieten können; wahrscheinlich hättest du gar nichts davon gemerkt. Aber ich wußte eigentlich selbst nicht recht, ob meine Ansichten noch so ganz richtig sind — innerlich war ich etwas unsicher — und ich glaub, es ist ganz gut, daß ich in diesem Falle dir einmal die letzte Entscheidung überlassen habe."

Herr Tröger lachte und nickte seiner Frau zu.

Horst Thieme





Sonnenschein im

Aus dem Tagewerk einer Braunschwest

5 Aufnahmen: Presse-Photo

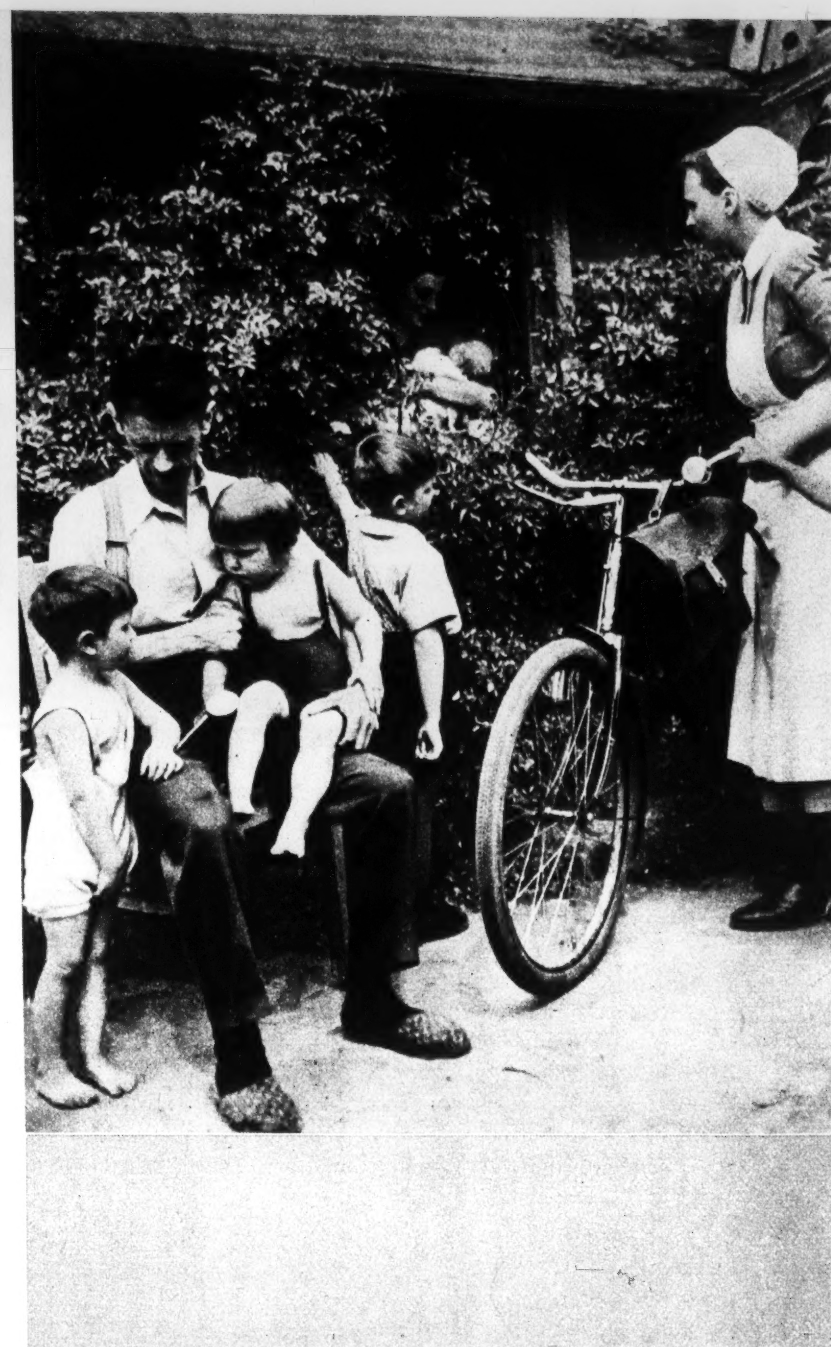
Schwester – es ist so etwas Eigentümliches um sie, so etwas Vertrautes, Liebes, — Mütterliches und doch im letzten Grunde Unaussprechliches . . .

Die alten, rauhen Soldaten des Weltkrieges werden weich, ihre Erzählungen werden besinnlich, wenn das Wort Schwester fällt. Und wen ein Unfall oder eine schwere Krankheit zwang, ein Krankenhaus aufzusuchen, der bringt mit der Freude über seine Gesundung die Erinnerung an die Schwester mit heim. An die Schwester, die ihn pflegte, tröstete, der keine Arbeit zu viel und kein Dienst zu gering war, die die Verzagenden aufrichtete und die Ungebärdigen besänftigte, die immer da war, wenn man sie brauchte, die nur für andere lebte. —









…ür Kinderland

…unschwester / Von Albrecht Schäfer

7 Aufnahmen: Colsman-Atlantic

Die Schwester ist in den letzten Jahren eine Erscheinung des Alltags geworden. Wir begegnen ihr auf der Straße, in den Häusern, in den Räumen der NSV., in den Amtsstuben der Bürgermeister und auch in der Schule. „Braune Schwester" nennt man sie nach ihrer Kleidung, NS.-Schwester ist ihre offizielle Bezeichnung. Sie entstammt einer neugegründeten Schwesternorganisation, bei deren Gründung neben den sozialen auch weltanschauliche Erwägungen maßgebend waren.

Die Braune Schwester ist d i e Helferin in der Not, die überall da eingreift, wo nur die Frau zu helfen imstande ist. Sie trägt in sich das hehre Vermächtnis der Schwester schlechthin, selbstlos der Volksgemeinschaft zu dienen. Darüber hinaus hat sie die Möglichkeit und





— die Aufgabe, auf die von ihr Betreuten auch weltanschaulich einzuwirken. Sie wird und braucht das nicht mit großen Worten und mit fein durchdachter „Schulung" zu tun: sie predigt den Nationalsozialismus durch die Tat, die noch immer am Anfang jeder Bewegung stand und noch immer die beste Werbung für eine gute Idee darstellt.

Tiefinnerliches Frauentum paart sich in ihr mit konsequentester politischer Haltung, und so offenbart sich in ihr der Typ jener neuen deutschen Frau, die an schönem Weibstum nichts verloren, an nationaler Zielgerichtetheit und an völkischem Verantwortungsbewußtsein aber alles gewonnen hat.

So unterschiedlich und in ihrer Fülle unerschöpflich die Bedrängnis ist, in die der einzelne Mensch oder die Familie geraten kann, so bunt und so — reich ist das Wirkungsfeld der NS.-Schwester. Wo der Familie durch Tod oder Krankheit oder — es gibt ja auch erfreuliche Anlässe! — durch Verschickung durch die NSV. die Mutter fehlt, da eröffnet sich der Schwester wohl das größte Arbeitsfeld. Hausfrauen- und Mutterpflichten hat sie zu erfüllen, Aufgaben, die nicht nur physisches und praktisches Können, sondern nebenher auch viel fraulichen Takt erfordern. Denn es ist nicht so, daß ihr immer gern die Türen geöffnet werden, auch sie kommt zunächst als Fremde. Und erst wenn sie das Vertrauen ihrer Betreuten gefunden hat, dann gibt es solche rührenden Bilder zu schauen, wie wir sie nebenstehend erblicken.

Daß Krankheiten verhüten sinnvoller ist, als Krankheiten zu heilen, gehört zu dem selbstverständlichen Erkenntnisschatz der NS.-Schwester. Wir finden sie deshalb als Besucherin und — unauffällige Beraterin bei all den Familien, die irgendwie gesundheitlich gefährdet sind. Hier hilft sie vorbeugen, hier trägt sie Beobachtungen zusammen, an Hand deren die Fürsorgebehörden helfend eingreifen können.

Auch in den Familien, in denen eine sittliche Gefährdung der Kinder zu befürchten ist, ist sie ein häufiger Gast, der gegebenenfalls zum unnachsichtigen Ankläger wird, wenn wertvolles Volksgut sittlicher Verwahrlosung preisgegeben scheint.

In den Schulen treffen wir sie als Helferin des Schularztes; den Berufsberatungsstellen steht sie mit ihren Beobachtungen und Ermittlungen fördernd zur Seite. Auf dem Gebiete der Mütterberatung, der Säuglingsfürsorge und der Pflege der Kleinkinder, ja selbst auf dem Küchenzettel ist sie die anerkannte Lehrmeisterin der jungen Frauen. Und selbst die „Erfahrenen" erkennen oft nach Tatbeweisen die Ueberlegenheit der Schwester („die doch selber gar kein Kind hat") dankbar an.

Seltsam — wie sehr die Kinder ihr allenthalben zugetan sind! Ist es nur deswegen, weil sie die gute Tante ist, die es in der Hand hat, diesem Kind Frühstücksmilch zuzuweisen oder jenes auf die Liste der Schulspeisungen zu setzen? Oder gar nur deswegen, weil sie die Kinder zur Verschickung aussucht? Oder weil sie, wenn die Mutter zur Arbeit geht, so feine Spiele mit den Kleinen spielt? Kinder sind letzten Endes unbestechlich: sie spüren es, daß hier ein guter Mensch sich im Dienste der Volksgemeinschaft auch für sie aufopfert.



Der Sohn der Furcht

Roman von Möller-Crivitz

(13. Fortsetzung)

Am nächsten Morgen fand Gerd sich rechtzeitig auf der Arbeitsstelle ein. Es war ein großer Zechenplatz mit hohen Kohlenhalden. An einer Ecke, an den Zaun gedrängt, stand eine kleine Baubude, vor der mehrere Arbeiter standen und rauchten. Zu ihnen ging Gerd und fragte nach dem Schachtmeister.

„Fängst du hier an?“ fragte ihn einer.

Gerd nickte.

„Von wo kommste? Hier sind doch Leute genug, nich, Jupp? Hat der Iwan dich da was von gesagt, daß er noch Leute einstellt?“

Der andere Arbeiter zog die Schultern hoch. Gerd kramte in der Tasche herum und fand eine halbe Zigarette. Der Arbeiter gab ihm Feuer. Bald darauf kam auch der Schachtmeister Iwan. Ein Slowak. Gerd ging ihm entgegen. Iwan schien sich besinnen zu müssen, dann fuhr er plötzlich wie vor Schreck zusammen.

„Ach so, du bist der, der von weit her, nich? Hat der Fritze mich von gesagt. Na, da is gut. Kannst anfangen. Geh nur.“

Er trat in die kleine Baubude.

„Aber Kerls, es is doch schon nach sechs. Ihr müßt Schippe nehmen und Hacke. Was soll ‚Betrieb‘ sagen, wenn er sieht, he? Los, los.“

Die Arbeiter gingen langsam über den weiten Platz und begannen dann einen Graben auszuheben. Gerd hatte ebenfalls eine Hacke bekommen. Iwan wies ihm, wie er es machen müsse.

So vergingen Tage. Die Arbeit war für Gerd nicht schwer. Die anderen Arbeiter sorgten schon für das Tempo, das auch von Iwan nicht beanstandet wurde. Nur wenn der ‚Betrieb‘, der Betriebsführer der Zeche, in Sicht war, trieb er zu rasender Eile an. Dann fluchte und schimpfte er, daß sich seine Worte überhaspelten.

Es waren wüste Gesellen, mit denen er zusammen arbeitete. Schon wiederholt hatte er Reibereien mit ihnen gehabt, obschon er sich möglichst zurückhielt. Als das Sticheln aber kein Ende nahm, da faßte Gerd sich den größten Prahler, einen stämmigen, jungen Kerl. Es war ein erbitterter Kampf, in dem Gerd der Stärkere blieb. Zwar war er arg zerschunden, aber dafür hatten die anderen Arbeiter einen großen Respekt vor ihm bekommen, denn der andere hatte sich bislang immer durchsetzen können und wurde von allen gefürchtet. Diese Schlappe schien er sich aber so zu Herzen genommen zu haben, daß er schon am Abend seine Papiere forderte.

Doch sollte diese Herrlichkeit nicht lange dauern. Die Gräben für die Kanalisation waren bald fertiggestellt und damit war die Arbeit am Ende.

Um diese Zeit erwachte auch der Wandertrieb in seinem Kameraden Stumpp wieder. So leid es beiden auch tat, voneinander zu scheiden, das Treiben in dem älteren war doch stärker. Sie reichten sich stumm die Hände, und die Blicke sagten das übrige.

*

Da war es still um Gerd geworden. Andere Freunde hatte er sich nicht suchen mögen. Unter all den rauhen Gesellen fand er keinen, dem er sich anschließen konnte.

Und stärker als zuvor wurde das Sehnen nach einem lieben Menschen in ihm wach. Tagelang schlich er sich gedrückt umher. Dazu die Arbeitslosigkeit.

Er hatte sehr gut verdient und sich auch Geld zurücklegen können, daß er die nächsten Wochen nichts zu befürchten hatte. Auch einen besseren Anzug hatte er sich angeschafft. Aber seitdem der Wandergefährte von ihm gegangen war, konnte er die Kraft zum Widerstand gegen die ihn lähmenden Eindrücke seiner Umgebung nicht mehr aufbringen. In diesen Tagen schrieb er Ulrike den ersten Brief. All die langen Wochen hatte er nicht zu schreiben vermocht. Aber es wurde kein munterer Brief, der ihr Freude bringen konnte. Er berichtete von seinem Wanderkameraden, den er lieb gewonnen, weil er ein einfacher, ungeschminkter Mensch war. Von dieser Riesenindustrie, die den Atem beklemme. Durch alle Zeilen klang ein bitterer Ton. Neid, Mißgunst, Aberglaube herrsche unter den Arbeitern, mehr als man glaube, schrieb er. Dann raffte er sich auf und versuchte, an eine große Zukunft zu glauben. Aber dieser Glaube war nicht so stolz wie einst. Er verdeckte nur die müde Stimmung. Kein Wort an seine Heimat, kein Fragen nach ihr. Nur versteckte Anklagen gegen das Schicksal. Mehr wußte er nicht zu schreiben. Er fühlte auch selbst, daß etwas fehle, von dem er ihr sagen wollte. Aber er wußte nicht, was es war. Mißmutig warf er den Brief in den Postkasten, ohne große Freude, ohne jene Erwartung, die die Arbeit ersehnt. Dann ging er wieder auf die Arbeitsuche. Ein wenig froher, aber nicht befreit.

Schon nach wenigen Tagen lag ein Brief von Ulrike auf seinem Tisch. Einen Augenblick lang zauderte Gerd, als könne das nicht wahr sein. Dann riß er den Umschlag auf und las:

„Lieber Gerd!

Du weißt, daß ich Deinen Brief schon seit langem erwartete. Nun, da ich ihn erhalten habe, bin ich mehr enttäuscht als froh. Dein Brief ist eine Anklage gegen das Schicksal, wie sie nicht sein darf. Hast Du den schönen Stolz verloren, der Dich stark machte, den Lebenskampf aufzunehmen? Nein, Gerd, so darfst Du auch mir nicht schreiben, so darfst Du nicht einmal denken! Kopf hoch, Du! Die Sonne ist noch immer die alte.

Es tut mir weh, daß Du all diese Wege gehen mußt, aber es ist wohl besser so. Aber wenn es nicht anders sein sollte, dann nur fest, nicht zaudernd, wie jetzt. Du mußt Dich aufraffen zu einer ganzen Tat, Gerd, sonst ist zu vieles verloren. Du bist entschieden gewesen und hast — vielleicht doch übereilt — alle Brücken hinter Dir abgebrochen. Jetzt ist es auch Deine Pflicht, Wege zu ebnen, die zurückführen nach hier. Diese Wege kann niemand anders als nur Du bauen, weil Du es warst, der sie zerstörte, Gerd.

Erschrick nicht, auch das muß ich Dir sagen, weil wir Freunde sind! Ich habe oft mit Deinem Vater gesprochen. Er ist alt geworden und sehr müde. Seine Augen blicken immer so traurig. Ich glaube, er sehnt sich nach Dir. Er sagt das nicht, aber ich ahne das.

Als Du damals heimlich fortgingst, hat er sicher geweint. Er hat das nicht gewollt. Nun, das ist geschehen, Gerd.

Auf Deinen langen Brief weiß ich kaum etwas zu antworten.

Gerd, ich glaube an Dich.

Deine Ulrike.“

„Sie glaubt an mich.“ Wie eine Heilsbotschaft drangen diese Worte in sein Herz. Sie glaubt an mich! Nun lebte der Wille wieder in ihm auf, sich durchzusetzen. Wollte ihn auch einmal der Ekel überkommen, unter soviel verkommenen Menschen arbeiten zu müssen, ihre häßlichen Reden und Zoten mitanzuhören, so richteten ihn diese wenigen Worte immer wieder auf. Sie wirkten wie eine Wunderformel: „Ich glaub an Dich!“

*

Der Herbst verging und auch der Winter.

Am Heiligabend saß Gerd still in seiner kleinen Kammer und wehrte die weichen Stimmungen von sich ab. Er wußte, daß dort oben, in seiner Heimat, ein liebes Mädchen unter dem brennenden Lichterbaum mit den jüngeren Geschwistern spielte, mit ihren Gedanken, ihrem Sehnen und Hoffen aber bei ihm war, ihrem einsamen Freund. Und dabei bewegten sich die Lippen: „Ich glaube an Dich!“

*

Am Weihnachtsmorgen fühlte er das Drängen, in eine Kirche zu gehen. Ernst und voll Erwarten trat er in ein Gotteshaus ein, ohne zu fragen, welchem Bekenntnis es diene.

Es war nur eine kleine Kirche. „Immanuels-Kirche“ hatte er über der Tür gelesen, und da keine Heiligenbilder zu sehen waren, glaubte er, es sei eine evangelische. Vor dem Altar, der so ganz anders aussah als in seiner Heimatkirche, waren zwei hohe Tannenbäume aufgerichtet, die einen matten Kerzenschein über die Gemeinde war-

fen. Gerd wunderte sich, daß keinerlei Bilder an den Wänden hingen und auch die Kanzel so einfach war.

Nach feierlichem Chorgesang betrat der Pfarrer, der nicht einmal einen Talar trug, die Kanzel. Da durchfuhr Gerd ein Schreck. Sollte dies die Kirche einer solchen Gemeinschaft sein, wie die des Meisters Nelsen in Goldbeck ... ?

Da hörte er nicht mehr auf die Worte, die von der Kanzel herunterklangen. Aengstlich blickte er um sich, ob nicht eine Gelegenheit da war, unauffällig fortzugehen.

„Friede auf Erden den Menschen, die Wohlgefallen haben an Gott und seiner Liebe."

„Friede auf Erden den Menschen, die guten Willens sind und ein offenes Herz haben für die Brüder!"

„Friede auf Erden allen denen, die an der Unfehlbarkeit ihrer Mitmenschen zuschanden wurden."

Was war denn das für eine Sprache? Gerd sah überrascht auf den Mann dort oben auf der Kanzel, der so ganz andere Worte sprach als Meister Nelsen in Goldbeck. Wie sagte der doch? „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" und in Gedanken hinzusetzte, „die zum ‚Neuen Israel' sich bekennen." Aber dieser Mann? Wie ganz anders, wie versöhnlich klang das.

„Friede auf Erden allen denen, die an der Unfehlbarkeit ihrer Mitmenschen zuschanden wurden."

Als der Gottesdienst schon längst beendet war, saß Gerd immer noch auf seinem Platz und sann diesen Worten nach. Er sah die vielen Ankläger, die an ihre eigene Unfehlbarkeit glaubten und die sich berufen fühlten, über ihn zu Gericht zu sitzen. Da tauchte das Gesicht des Bankiers vor ihm auf, kalt, ernst, abweisend, neben ihm stand Meister Nelsen, drohend, mit einem Blick, wie jener Engel, der das Paradies bewachte. Und dann sein Vater ... Er sah sich allein, verlassen von allen. Und doch: Friede auch denen!

Einer von den Ordnern in der Kirche berührte sacht seine Schulter. Gerd erschrak. Ach so, die Kirche war aus! Er stand langsam auf und wollte hinausgehen. Da fragte ihn der Mann, ob er auch zur Gemeinde gehöre, wie er heiße und wo er wohne.

Gerd sah den Fremden unfreundlich an. Es war ein älterer, anscheinend dem Arbeiterstande angehörender Mann, dessen unruhig flackernder Blick Gerd unbehaglich stimmte.

„Das .. das interessiert wohl nicht", erwiderte Gerd schroff und wollte hinausgehen doch der Mann hielt ihn am am Knopfloch seines Rockes fest. „Stoßen Sie die Gnade Gottes nicht von sich. Und wenn die Sünde auch blutrot wäre, so soll sie doch wie weiße Asche werden, spricht der Herr. Blicken Sie hin aufs Kreuz. Das Lamm, geschlachtet für die Sünde der Welt, starb auch für Sie. Wir aber hielten ihn für den, der von Gott geschlagen und gemartert wäre. Noch ist es Zeit, wie bald kann es zu spät sein und Sie gehen für immer verloren. Er aber will, daß niemand verloren gehe, sondern ein jeder zur Erkenntnis der Wahrheit komme. Kehren Sie um, o Mensch, hier ist der Strom der Gnade. Unterwerfen Sie sich dem Kreuz und übergeben Sie sich dem ..."

Gerd hörte nicht mehr die leidenschaftlich geflüsterten Worte. Er sah vom Sprecher auf die Kanzel, von woher er jene wundersamen Worte vernommen, die sich so friedvoll in seine Seele gesenkt hatten. Was war denn das? War es doch nur eine Täuschung gewesen? Ja, eine solche Botschaft vom Frieden konnte kein Mensch zu ihm gesprochen haben. Das mußte die Stimme seines unstillbaren Heimwehs, die Worte seines eigenen Herzens gewesen sein. Wie konnte es an diesem Ort sonst Menschen geben, die, wie dieser fanatische, für letzte keusche Fragen biblische Phrasen fanden?

Er sah wieder auf den Mann, der immer noch auf ihn einsprach. Da war es ihm plötzlich, als ständen all seine Richter wieder gegen ihn auf und zischten ihm das Verdammungsurteil ins Ohr. Er riß sich von dem Manne los und ging schnell davon. Durch viele Straßen, immer nur weiter. Fort von diesen Christen, die er nicht verstand und nie verstehen würde! Eine furchtbare Angst überkam ihn. Nein, nicht den Frieden, den diese Menschen verkündeten. Das war kein Friede, das war das Gesetz des Friedens.

*

Und dann kamen Wochen, wo er auf einem Neubau unter vielen entlassenen Zuchthäuslern arbeiten mußte. Es war ihm furchtbar, aber er tat es ohne Nachdenken, stumpf verbissen.

Immer noch war er allein. Wohl hatte manch guter Kerl unter seinen Arbeitskollegen den Versuch gemacht, sich ihm anzuschließen. Aber schroff wies Gerd alle diese Annäherungen zurück. Er wollte allein sein. So las er denn abends und an langen Sonntagen viele Bücher, die er sich aus der Bücherei entlieh. Auch hier hatte er keine glückliche Hand. Dostojewskij und Stehr drückten ihn eher tiefer hinab, als daß sie ihm das geben konnten, was er jetzt brauchte. So mußte die Verzweiflung immer mehr Macht über ihn gewinnen.

Und langsam verwischte sich auch der belebende Eindruck des Briefes seiner Ulrike.

Er hatte ihr nicht wiedergeschrieben und konnte es auch nicht. Irgend etwas hielt ihn ab, entschlossen dagegen anzugehen. Die ganze Trostlosigkeit dieser Umwelt ekelte ihn. — —

Ulrike aber wartete und glaubte trotz allem an ihn.

*

Wieder einmal stand Gerd vor dem Nichts. Schon seit langem hatte er keine Arbeit mehr. Die Falte auf seiner Stirn war noch tiefer geworden; seine Augen blickten fast drohend.

Es hielt ihn nicht in der elenden Kammer. Langsam und schwer stieg er die Treppen hinab und stand dann unschlüssig auf der Straße. Wohin? Ach was, ganz gleich, dachte er.

Die Rathausuhr zeigte die elfte Morgenstunde. Auf den Straßen herrschte der gewohnte Lärm, der ihm nichts Neues mehr war. Langsam schlenderte er die Essener Straße hinunter. Vor dem Portal des Bochumer Vereins blieb er einen Augenblick stehen. Ob er noch einmal nachfragen sollte? Vielleicht würde man ihn heute annehmen. Man mußte schon Glück haben. Warum konnte es nicht zufällig sein? Dann sah er die lange Reihe der Arbeitsuchenden vor dem Büro der Arbeiterannahme. Hunger und Hoffnungslosigkeit in den Augen.

Er griff in die Westentasche und holte das letzte Geldstück hervor: 50 Pfennig. Dann kommt es auf die paar Groschen auch nicht an, dachte er.

Eine alte Frau sah ihn hilfesuchend an. Beinahe hätte er ihr das Geldstück zugeworfen. Er fühlte so etwas wie Zwang, das zu tun. Da sah er drüben eine Kneipe, aus der ihm Lärm entgegenscholl. Schnell steckte er das Geld wieder in die Tasche und ging hinein.

In dem Lokal roch es fürchterlich. Er bestellte Bier und Zigaretten. Mehrere Arbeiter standen neben ihm und schimpften, andere sprachen über Politik. Gerd sah sie verächtlich an. „Dummköpfe", dachte er und trank das Glas fast in einem Zuge leer. Die Arbeiter suchten ihn in ihr Gespräch zu ziehen. Gerd wehrte ab.

„Laßt mich in Ruhe. Fragt eure Bonzen, die solchen Blödsinn verzapfen. — Internationales klassenbewußtes Proletariat! Wenn ich diese zerschlissenen Phrasen schon höre, kriege ich den Ekel. Damit lockt ihr doch keinen Hund hinter dem Ofen fort!"

Er sah die drohenden Mienen um sich her. Da streckte er die Hand aus und wies auf die Elendsschlange der Arbeitsuchenden vor dem „Bochumer Verein".

„Da könnt ihr zeigen, ob ihr etwas zustande bringt. Nur wer uns von dieser Not frei macht, darf über Politik reden. Alles andere hat den Mund zu halten."

Die Arbeiter starrten ihn sprachlos an. Einer rief:

„Bravo!"

Gerd sah sich kurz nach ihm um. Es war ein kleiner, stämmiger Mensch Anfang Dreißiger. Er kam auf Gerd zu und sagte:

„Du hast ganz recht. All das Quatschen über Politik ist Blödsinn."

Gerd steckte die Zigaretten in die Tasche und schritt dem Ausgang zu.

Der Mann der ihm eben zugestimmt hatte, kam hinter ihm her.

„Warum machst du eigentlich so'n mieses Gesicht?"

„Wenn es dir nicht gefällt sieh woanders hin", brummte Gerd.

„Na, Kerl, hab' dich doch nicht so. Warum denn gleich so grantig. Hast du denn keine Arbeit?"

„Nein. Ich bin schon lange arbeitslos."

Sie gingen die Straße hinunter.

„Bist du denn so wild darauf?"

Gerd hob die Schultern.

„Dumme Frage. Ich will Geld verdienen. Kannst du das nicht verstehen?"

„Das schon."

Sie kamen an vielen Wirtschaften vorbei. An jeder Straßenecke zumindest bot man in dieser Stadt den Arbeitenden durch eine Kneipe „Erholung".

Vor einer dieser blieb der Fremde stehen.

„Komm mit rein. Wollen ein Glas Bier trinken."

„Laß nur. Ich habe kein Geld", wehrte Gerd ab.

„Rede nicht, Kerl, ich leg' für dich aus. Komm man."

„Mir liegt aber nichts am Trinken", wich Gerd aus und runzelte unwillkürlich die Stirn.

„Ich hab' aber verschiedenes mit dir zu bereden. Da sitzt es sich besser bei."

Gerd trat hinter ihm in ein kleines Lokal, in dem es trostlos aussah. Sie setzten sich an einen runden Tisch neben ein geöffnetes Fenster. Gerd sah den Fremden einen Augenblick sinnend an. Trotz seiner Jugend lag etwas Verächtliches in dessen Mienen. Die graublauen Augen waren beschattet von dichten rotblonden Brauen. Die Stirn trat stark hervor. Sein Blick fiel auf die schwieligen Hände, die nicht gepflegt waren. Immerzu mußte Gerd auf die plumpen Finger sehen.

„Wie heißt du?" fragte Gerd, um ein Gespräch zu beginnen.

Der Fremde sah ihn argwöhnisch an. Aber nicht lange, dann lachte er verlegen, wobei er zwei Reihen schöne weiße Zähne zeigte.

„Sag' nur, wie sie alle für mich sagen: Heini!"

Nun mußte Gerd ebenfalls lachen. Dieser muskulöse Mensch, der ganz und gar nicht verweichlicht wirkte, und Heini?

„Na gut, Heini, kannst du mir Arbeit besorgen?"

Heini schob die Unterlippe vor und schien eine Weile zu überlegen.

„Warum nicht? Komm' morgen früh zur ‚Sauren Wiese' und bring' deine Papiere mit. Ich kenne den Bruder von dem der Arbeiterannahme sehr gut."

Gerd sah ihn ungläubig an.

„Meinst du, daß er mich annehmen wird?"

„Wenn ich es ihm sage, kannst du dich drauf verlassen."

Sie tranken von dem Bier. Gerd überlegte einen Augenblick.

„Was für Arbeit ist denn das?"

„Kerl, pikfein! Hin und wieder laden wir Erz. Aber nur kleine Brocken. — Meistens schleppen wir Dreckwagen leer. Das stinkt zwar 'n bißchen, ist aber nicht so schlimm."

„Was habt ihr für einen Schichtlohn?"

Heini hob bedauernd die Schultern.

„Das ist ja nu nich die Welt. Aber zurecht kommt man schon dabei. Mit sechs Mark reines Geld kann man rechnen."

„Es ist gut", antwortete Gerd erleichtert. „Besorg' mir die Arbeit, Heini, es soll dein Schaden nicht sein."

„Du bist verrückt. Meinst du, ich laß mir sowas von dich bezahlen? Kerl, du willst mir wohl beleidigen, was?"

Gerd wehrte mit der Hand ab.

„Hast du 'ne Schlafstelle? Sonst kannst du auch mit mich gehn."

„Ich bin meiner Kostfrau noch für zwei Wochen schuldig. Sie wird auch noch die dritte Woche warten. Es gefällt mir zwar nicht bei ihr. Aber erst muß ich alles bezahlt haben, dann werde ich mich mal umsehen."

Unterdessen setzten sich einige Arbeiter zu ihnen an den Tisch. Heini kannte sie und unterhielt sich mit ihnen. Mißtrauisch sahen sie Gerd von der Seite an. Sie fragten ihn nach dem Woher und was er treibe. Darauf gab Gerd ausweichende Antworten.

Eine Weile hörte er sich ihr Gespräch an, dann stand er auf und reichte Heini die Hand:

„Also gut, ich bin morgen früh kurz vor sechs am Tor." Heini nickte. — —

Schon vor fünf Uhr machte sich Gerd am nächsten Morgen auf den Weg zur neuen Arbeitsstätte. Ein kalter Nebel schlug ihm entgegen. Er schlug den Rockkragen hoch und grub die Hände tief in die Hosentaschen. Es war noch still auf den Straßen. Nur einzelne Arbeitertrupps gingen zur Schicht. Man hörte unwillige Worte und Flüche auf das Wetter.

Nach mehrmaligem Fragen hatte Gerd die „Saure Wiese" gefunden. Es war ein langes, kaum übersehbares Feld, auf dem Erze lagerten. Der ganze Platz war von Schienensträngen durchzogen. In kurzen Abständen brannten träge hohe Bogenlampen.

Heini wartete schon auf ihn. Sie sahen sich einen Augenblick an und boten sich die Tageszeit. Dann zupfte er Gerd am Rockärmel.

„Komm' nur hinter mich her."

In der Pförtnerbude hängte Heini eine runde Marke auf einen anderen Platz. Dann zeigte er auf eine schwachbeleuchtete Baracke.

„Der Vorarbeiter wird schon da sein. Wollen reingehen. Dort kriegen wir Schippen und Hacken."

Gerd nickte und schritt neben ihm her. In der Baracke saßen an langen Tischen auf kleinen Hockern etwa fünfzig Arbeiter. Gerd hatte nur einen flüchtigen Blick hineingeworfen. Dann trat er wieder auf den Platz zurück. Die Luft in der Baracke war schauderhaft. Es dauerte nicht lange, bis der Platzmeister kam.

„Pst, das ist er", sagte Heini leise zu Gerd. „Wollen ihm entgegengehen."

Heini trug sein Anliegen vor. Der Platzmeister sah Gerd einen Augenblick forschend an.

„Zeigen Sie mal Ihre Papiere."

Gerd biß sich auf die Unterlippe. Zögernd übergab er dem Meister seine Invalidenkarte und die Abkehrscheine.

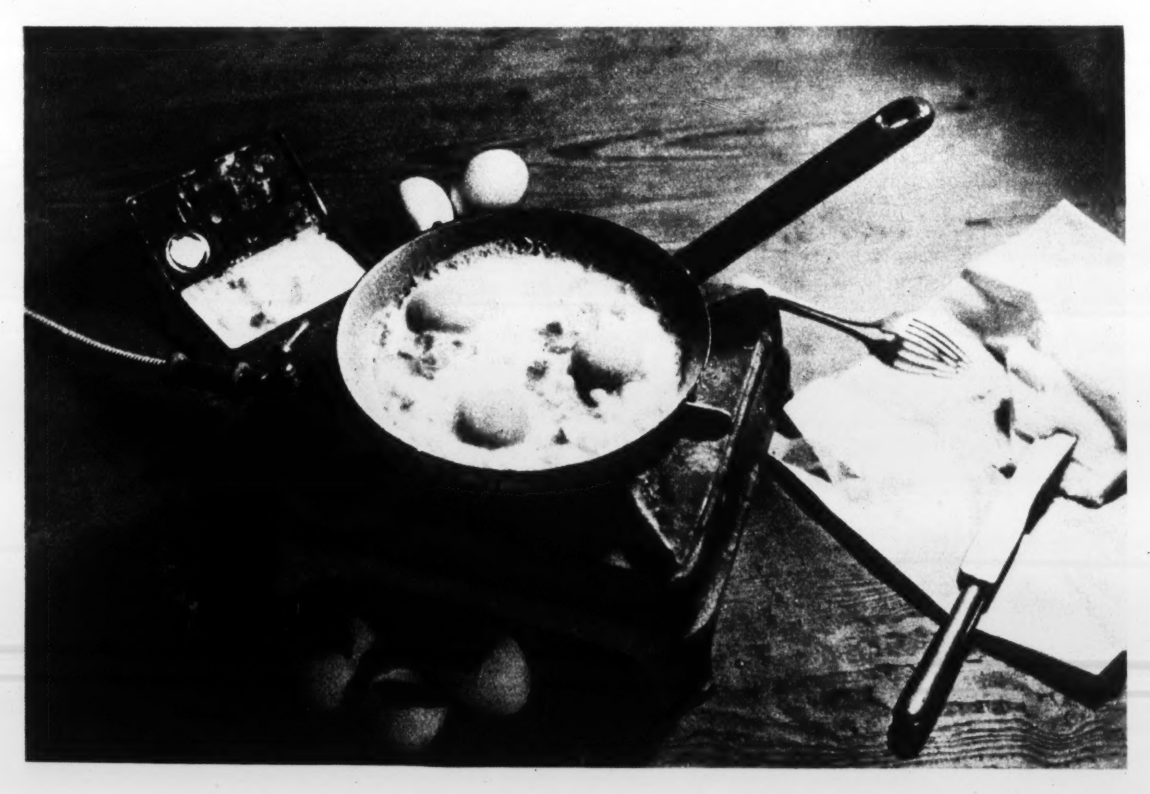
„Wenn Ihnen diese genügen."

„Sind Sie Arbeiter?" fragte der Meister nachdenklich.

„Ich kann arbeiten."

„Was haben Sie denn vorher gemacht? Diese Papiere beweisen nicht viel."

Aufnahme: Eugen Ruprecht



Aus dem Leben eines Junggesellen

„Meine Polizeiakten sind einwandfrei, Herr Platzmeister. Ich . . . ich habe viel Unglück gehabt."

Der Platzmeister sah gelangweilt auf die Papiere.

„Versuchen Sie es mit mir. Ich muß Geld verdienen."

Immer noch unschlüssig stand der Platzmeister vor ihm. Er sah Gerd an.

Etwas lag in diesem bittenden Blick, das ihn mitleidig stimmte.

„Es ist nicht meine Gewohnheit, ungeübte Arbeiter und Neulinge einzustellen. Habe mit euch Studenten keine guten Erfahrungen gemacht", sagte er dann fast schroff und wandte sich ab. „Na, fangen Sie mal an. Ich will sehen, ob ich Sie behalten kann." Er rief nach dem Vorarbeiter. „Berger, teilen Sie diesen Mann mit ein. Will es noch einmal mit einem Studenten versuchen. Also: dreißig Mann zum Erzladen, der Rest ab zum Dreckabwerfen und zur Schutthalde. Die Wagen müssen heut noch leer werden. Wenn ihr nicht fertig werdet, müssen Ueberstunden gemacht werden. Für die Schlammwagen gibt's eine halbe Schicht mehr."

Dann ging der Platzmeister fort. Der Vorarbeiter sah Gerd wohlwollend an und gab ihm mit Heini zusammen Arbeit auf der Schutthalde. Mit ihnen wurde noch ein dritter eingeteilt.

Gerd bekam eine Schaufel und Spitzhacke und schritt neben seinen Kollegen langsam über den weiten Platz. Dabei mußte er sich vorsehen, daß er nicht über die zahllosen Schienen stolperte.

Langsam graute der Morgen, aber immer noch lag der feuchtkalte Nebel über der Erde. Sie waren an der Arbeitsstelle angelangt. Die beiden Arbeiter warfen ihre Schaufeln und Hacken hin und setzten sich zuerst mal. Heini drehte sich eine Zigarette.

„Sag, Kerl, was hat er für dich gesagt? Student bist du?"

Gerd lachte.

Na, nun tu man nicht so. Gemerkt hab' ich gleich, daß du kein Prolet bist. Was studierste denn? Auf Doktor?"

„Glaub' doch nicht an so was, Heini. Ich habe das nie behauptet. Wie der Meister darauf kommt, weiß ich selbst nicht."

„Hab' dich bloß nich. Wir nehmen es dir auch nich übel, daß du ein Studierter bist. Kannst ruhig sagen, was für einer. Vorig Jahr hatten wir auch so'n Doktor hier. War'n feiner Kerl, nich, Gustav? Weißt noch? Der hat uns immer dolle Sachen erzählt von wegen Krankheiten und so. Bist du auch so'n Doktor?"

Gerd atmete tief.

„Heini, von all dem, was du denkst, bin ich nichts. Ich bin ein Arbeiter." Er sah ihn fest und bestimmt an. „Sieh in mir auch nicht mehr, Heini. Tu mir den Gefallen. Was gewesen ist, ist erledigt. Ich will nicht an das Vergangene erinnert werden. Arbeiter will ich sein, wie du und alle andern. Komm, laß uns anfangen."

„Setz dich man erst", sagte Heini. Dabei legte er Gerd die Hand auf die Schulter und sah ihn mitleidig an. „Ein Weib . . .?"

Gerd winkte mit der Hand ab.

„Frag' mich doch nicht, Heini. Es ist doch alles so dumm. Ach, wenn du nur wüßtest, wie dumm das alles ist. Laß mich, es hat doch keinen Zweck." Der andere Arbeiter, ein älterer, meinte beschwichtigend:

„Na, denn laß ihn doch, Heini, wenn er es nicht sagen will. So ist es mit meinem Schwager auch, weißt du? Mit Aenne ihren Mann. Die ist ihm doch ausgerückt damals mit dem Chauffeur von Eickhoff. Nun kriegt er auch immer den Moralischen, und denn trinkt er drei Tage lang nichts als Steinhäger. Brrr."

„Was sagst du da? Drei Tage an einem Strich? Und lauter Steinhäger? Kerl, muß der 'ne Natur haben!"

Der Vorarbeiter kam zu ihnen. Schnell griffen sie nach ihren Schippen. „Nun man los anfangen! Ihr müßt nachher noch zwei Wagen Sand laden."

„Man nich so stürmisch", knurrte Heini. „Immer sachte."

Der Vorarbeiter zeigte ihnen, wie weit sie planieren sollten und ging dann zu einer anderen Kolonne.

Heini warf die Schippe wieder hin und drehte sich eine neue Zigarette. „Sag mal, Kerl, weißt du auch mit das Gesetz Bescheid?"

Gerd hob die Schultern.

„Ich hab' nämlich einen Freund, mußt du wissen. Dem ist da ein Faktum passiert. Das muß ich dich mal erzählen. Hör' mal zu: Der hat seiner Kostfrau die Tür eingetreten, und das hat sie angezeigt. Und nun ist nächste Woche Termin. Was meinst du, wird er viel kriegen?"

Gerd überlegte.

„Ist er vorbestraft?"

Heini machte ein verlegenes Gesicht.

„Ein bißchen, hat aber nichts zu sagen. Ich meine, was kriegt er für dieses Faktum?"

„Wie kam das denn?" unterbrach ihn Gerd interessiert, froh, den ihm unangenehmen Fragen nach seiner Herkunft entgangen zu sein.

Heini überlegte eine Weile.

„Nu, wie soll das gekommen sein? Ganz einfach, er hat ihr die Tür eingetreten. Paß mal auf, ich muß dich das mal ganz genau auseinandertun: Er hatte nämlich gewisse Absichten, verstehst du? Na, da brauchst du kein Gesicht zu machen. Er hatte schon seinen Grund dafür. Da war er dann nu neulich Sonntags mal allein aus gewesen, und als er abends in den Bau kommt, wollt' er sie besuchen. Da hatt' sie aber abgeschlossen. Er klopft denn nu ganz ordentlich an und sagt: Aenne, mach doch keinen Summs. Laß mich rein. — Nein, sagt sie da frech, er soll bloß machen, daß er weiterkäm'. — Wieso? fragt er nu. — Na, deswegen, sagt sie noch frecher. — Das hätt' er gar nicht nötig und das tät er auch nich, antwortet er. Da hatte er doch auch recht, meinst du nich auch? Weil er doch einen Blick auf ihr hatte. Als sie auf alle guten Zureden immer frecher antwortet, da wurde er nun auch ungemütlich und drohte. Was soll ich dich sagen, Kerl? Da wurde sie nun ganz ausfällig, und bei der Gelegenheit hört er, daß sie einen Konkurrenten von ihm zu Besuch hat. Na, da war's passiert. Der Kerl soll sofort rauskommen, sagt mein Freund. — Das tät er nich, sagt die Kostfrau. Siehst du, Kerl, er wollt nicht rauskommen. Gehört sich das? Schickt sich das für einen gebildeten Menschen? Nein, das gehört sich nicht, und da tippt mein Freund bloß so eben an die Türfüllung, und da, da macht die Frau auch gleich Mordsspektakel und holt den Schutzmann. Weil sie nu so frech gewesen war, hat er ihr ein paar gelangt und dem Konkurrenten von ihm hat er das Nasenbein eingeknickt. Weiter aber ist nichts passiert. Bloß, daß das Geschirr, was auf dem Tisch stand, dabei kaputt ging. Guck, nu schreibt das Gericht von wegen schweren Hausfriedensbruch und Körperverletzung und gefährliche Werkzeuge und Widerstand gegen die Staatsgewalt, bloß weil er den Schutzmann nich mit offenen Armen aufnahm. Ich weiß nich, was in dem Protokoll sonst noch alles drin steht. Nu sag', ist das nich eine Ungerechtigkeit, wo es doch bloß eine ganze private Angelegenheit war?"

Gerd machte ein bedenkliches Gesicht.

„Da werden wohl ein paar Wochen dran sitzen, Heini. Das Gericht hat nämlich kein Verständnis für derartige Privatangelegenheiten."

„Was? Paar Wochen? Mach keinen Unsinn, Kerl. Gerade jetzt, wo ich jetzt so schöne Arbeit hab'!"

Er warf die brennende Zigarette auf die Erde und trat mit dem Fuß darauf, als hätte er seinen Konkurrenten unter sich liegen.

„Das ist gemein, das ist mehr als bloß gemein. Aber, meinst du nicht, daß sie mir Bewährung geben?"

„Ach so! Bewährungsfrist, ja, das ist wohl möglich, aber dann mußt du Reue zeigen, Heini!"

„Was soll ich? Reue? Ich soll für die sagen, das tät mich sehr leid? Nein, Kerl, du verlangst ein bißchen viel von einem Ehrenmann." Er lachte auf. „Ich und Reue! Das soll ich bloß mal sagen. Da würde der Richter sich kaputtlachen."

Der ältere Arbeiter stieß Heini derb an.

„Sei doch nicht so kindisch. Was hat das denn mit Reue zu tun? Du kannst doch einfach sagen: ich bedaure. Wenn du das gesagt hast, sind die Richter gleich ganz anders. Und wenn sie dann hinterher sagen, du brauchst nicht zu brummen, dann ist es gesagt, darauf kannst du dich verlassen. Das weiß ich vom Franz. Der hatte mal Krach mit seinem Hausverwalter gekriegt. Na, das war aber auch ein Kerl, kann ich dir melden, da konnte auch keiner Umgang mit halten. Der Franz hat es mir oft gesagt, daß mit dem kein Frieden zu halten sei. Und was war der denn schon? War Prolet gewesen, wie jeder andere. Nun spielte er sich als Herr auf und wollte Franz immer befehlen. Da hat er ihm denn eines Tages einen Kinnhaken gegeben, der nicht von schlechten Eltern war. Na, da war ein Hallo los. Für den Termin hat der sich dann auch noch obendrein einen Advokaten geleistet, ich glaube für hundert Mark. Und was kam dabei heraus? Sechs Wochen mit Bewährung haben sie dem Franz aufgebrummt. Daß Franz da nicht bei rosigster Laune war, kann man sich wohl denken. Als der

Hausverwalter ihm dann auf dem Gerichtsflur eine dämliche Fratze schneidet, hat er ihm noch eine runtergehauen. Da der gleich zurück in den Saal und will sich beim Richter beschweren. Aber da ist er schlecht angekommen, kann ich dir melden. Zehn Mark Geldstrafe hat der Alte ihm zudiktiert, weil er die Sitzung störte. Sie hatten nämlich schon wieder einen anderen beim Kragen. Siehst du, Heini, so ist das immer von wegen Angeberei und so."

Heini lachte. Auch Gerd schüttelte den Kopf.

„Das ist allerhand, Gustav. So ein Kerl ist der Franz? Das hätte ich hinter dem gar nicht gesucht. Und dann kriegt er wegen der Aenne immer den Moralischen? Das verstehe ich nicht."

Er nahm seine Hacke auf und tat, als wolle er nun wirklich arbeiten.

„Und lauter Steinhäger, sagst du? Dann hat er auch Nerven, das muß man zugeben," setzte er nach langem Besinnen hinzu.

Der Vorarbeiter kam wieder zurück. Gerd war es peinlich, als der losdonnerte:

„Kerls, ihr habt ja noch gar nichts gemacht. Das ist doch die Höhe mit euch. Wozu seid ihr denn eigentlich hier? Nun macht, daß ihr an die Sandwagen kommt. Aber sputet euch. Der Platzmeister hat schon Krach geschlagen, daß hier kein Zug in der Kolonne ist."

Heini warf die Hacke über die Schulter. Auch Gerd und der ältere Arbeiter nahmen ihre Schippen und gingen langsam hinter dem Vorarbeiter her.

Dann beluden sie in aller Seelenruhe die Wagen mit Sand. Heini hatte seine gute Stimmung verloren. Mit einer so harten Bestrafung schien er nicht gerechnet zu haben. Diese Stimmung konnte auch ein Arbeiter nicht wenden, der ihm eine billige Taschenuhr verkaufen wollte, obschon er für solche Baustellengeschäfte immer zu haben war. Hin und wieder warf er die Schippe auf die Erde und knurrte böse auf die Ungerechtigkeit der Welt.

„So einen Dreh zu machen wegen der Türfüllung!"

*

Auf Heinis Anraten hatte Gerd seine Schlafstelle in der Stadt aufgegeben und Unterkunft bei dessen Kostfrau gefunden. Einen besseren Eindruck als seine bisherige Wirtin machte auch die nicht. Die Dachkammer kam ihm genau so elend vor wie die frühere. Heini jedoch meinte, daß der Vorteil schon in der Lage zu finden sei. Er brauche nun nicht mehr eine Stunde morgens zu gehen, bis er auf der Baustelle sei. Auch habe seine Kammer einen eigenen Aufgang. Das sei für alle Fälle besser.

Die Kostfrau grinste, als Gerd ihr den reichlich bemessenen Preis anerkannte. Es wohnten noch mehrere Arbeiter bei ihr; lauter robuste, ungeschlachte Gesellen, denen man die Vorliebe für Alkohol und Kartenspiel ansah.

Gerd schloß sich von ihnen sofort ab.

*

Der Sommer ging zu Ende. Mit Beginn des Herbstes stockten die Aufträge auf dem Riesenwerk, Arbeiter wurden entlassen, mit ihnen auch Gerd. Alles Suchen und Umherirren half nichts. Niemand stellte ihn ein. Mit ihm war auch Heini arbeitslos geworden. Der schien das aber gewohnt zu sein und als eine angenehme Unterbrechung der Arbeit anzusehen. Wohl begleitete er Gerd hin und wieder auf die Suche nach Arbeit. Aber ernstlich schien ihm nicht daran gelegen zu sein. Obschon auch er kein anderes Einkommen als die wenigen Mark Unterstützungsgelder hatte, verfügte er doch immer über Mittel, wenn auch nicht so regelmäßig wie früher. Das konnte Gerd nicht verstehen. Auf seine wiederholten Fragen, woher er das Geld bekäme, hatte Heini immer gesuchte Ausreden. Oft lachte er auch verschmitzt, wenn Gerd ihm nicht glauben wollte.

Als Gerd dann schon vier Wochen lang kein volles Kostgeld mehr bezahlt hatte, wurde seine Wirtin ungeduldig. Sie gab ihm zu verstehen, er solle jede Gelegenheit ausnutzen, sich Geld zu verschaffen. Wenn sich keine regelmäßige Arbeit finden ließe, müsse er eben zusehen, wie er sich auf andere Art Geld verschaffe. Zwar verstand Gerd den Sinn dieser Worte nicht ganz, aber er ahnte, was die Frau damit sagen wollte. Da wurde er sehr grob, worauf sie ihm ankündigte, daß sie ihm von jetzt ab kein Essen mehr geben würde, wenn er seine Schulden nicht bezahle. Als sie ihm darauf noch den einzigen besseren Anzug fortnahm, überkam Gerd die Verzweiflung so stark, daß er Mühe hatte, seine Tränen zurückzudrängen.

Darauf war Heini gekommen.

Er setzte sich zu Gerd auf den Bettrand. Gerd schien es, als gehe auch ihm sein Unglück nahe.

„Mensch, Kerl, nu mach man bloß keine Dummheiten. Noch ist nicht alle Tage Abend. Willst du mit mich zusammenbleiben?"

Gerd sah ihn fragend an. Dann zuckte er mit den Schultern.

„Das wird wohl nichts werden, Heini. Du weißt doch, daß ich weiterkommen muß. Wie soll ich denn das Geld schaffen?"

„Schreib doch an deinen Alten ..."

Da sah ihn Gerd drohend an.

„Heini, wenn dir an mir gelegen ist, dann sag mir das nie wieder. Nie, hörst du? Ich habe keinen Vater mehr. Genug davon."

Begütigend legte Heini ihm die Hand auf die Schulter.

„Rege dich doch nicht auf. Ich meinte ja man bloß. Wenn du nicht willst, auch gut. Paß auf, ich will das Geld für die Kostfrau auslegen. Gibst es mich später wieder, wenn du Arbeit hast. Ist dir das recht?"

„Recht ist mir das schon, Heini. Aber das hat doch keinen Zweck. Ich weiß nicht einmal, wann ich es dir zurückgeben kann." Er überlegte eine Weile, dann schüttelte er verständnislos den Kopf. „Sag mir, Heini, woher hast du denn immer soviel Geld? Du verdienst doch kaum soviel wie ich."

Heini tat beleidigt.

„Das geht dich gar nichts an. Willst du es haben oder nich?" Er hielt Gerd eine Banknote hin.

„Natürlich, Heini, aber ich sagte dir schon, daß ich nicht weiß, wann ich es dir zurückgeben kann." Zögernd nahm Gerd das Geld.

„Vielleicht früher als du meinst", antwortete Heini abwartend.

Gerd sah ihn prüfend an. Heini drehte sich in aller Gemütsruhe eine Zigarette.

„Hast du Aussicht auf Arbeit?"

Heini nickte. Er reichte Gerd die fertige Zigarette, die dieser auch annahm.

„Wo?"

„Das ist noch nicht amtlich."

Sie rauchten beide eine Zeitlang schweigend.

„Wann kann es werden?" fragte Gerd ungeduldig.

„Vielleicht schon die nächsten Tage. Du mußt nur die Ruhe behalten. Bezahl' der Alten man die Sache und dann krakeel' nicht wieder mit ihr, wenn sie dich einen guten Rat geben will. — Na, laß man. Brauchst nicht Dankeschön zu sagen. Vielleicht tust du mir wieder'n Gefallen dafür."

„Dumme Frage, gerne. Welchen?"

„Laß man. Vielleicht die Tage mal. Aber halt den Mund, daß ich dich das Geld gegeben habe. Es ist nicht nötig, daß die da unten das weiß."

Er lachte mit breitem Gesicht.

„Du weißt doch, ich habe mit der Alten ihrer Jüngsten, der Maria, ein Verhältnis. Nun guckt sie mir immer auf die Finger und will mir schon jetzt meine Pfennige abnehmen. Für den Ehestand, sagt sie dann und behandelt mich, als wäre ich schon Schwiegersohn. Dabei denke ich ja gar nicht an so was."

Er schlenderte gemütlich aus der Kammer. Gerd sah ihm kopfschüttelnd nach.

*

Schon am nächsten Nachmittag kam Heini wieder leise auf sein Zimmer.

Gerd saß am Tisch und las in einer alten Zeitung.

„Hör mal, kannst mir'n Gefallen tun. Willst du das?"

„Das kommt darauf an, Heini. Wenn ich es kann, natürlich."

„Sei doch nicht so mißtrauisch. Du sollst nur einen Brief auf die Post bringen. Ich habe momentan keine Zeit. Aber der muß heute noch weg, verstehst du?" Damit legte er einen Brief auf den Tisch, auf dem mit schlechter Schrift die Adresse eines Mädchens in Dortmund geschrieben stand.

Gerd biß sich auf die Unterlippe. Irgend etwas stimmte ihn unbehaglich.

Heini legte ein Fünfmarkstück daneben.

„Kauf 'ne Marke davon und der Rest ist für dich."

„Nein, Heini, das nehme ich nicht an!"

„Mach doch keinen Dreh, Kerl. Ich verdien' durch den Brief mehr als das Zehnfache. Aber er muß schnell auf die Post. Die andern sollen die Adresse nicht sehen. Sag', tust du mich den Gefallen oder nicht?"

„Selbstverständlich bringe ich den Brief zur Post, aber ohne Lohn."

„Dann mach, was du willst", drängte Heini und ging ärgerlich.

Gerd zog sich um. Unterwegs kamen ihm starke Bedenken. Vielleicht ahnte er richtig: Heini suchte ihn für seine unsauberen Geschäfte willfährig zu machen. Was mochte in diesem Brief stehen? Sicher gab er Aufschluß, woher Heini das Geld immer hatte.

Innerlich widerstrebend ging Gerd in eine kleine Wirtschaft und bestellte sich ein Glas Bier. Ob er den Brief öffnen sollte? Natürlich, dann würde er endlich Gewißheit bekommen, ob er sich zu Unbesonnenheiten hinreißen ließ, die ihm gefährlich werden konnten. Er sah sich um. In der Wirtschaft war außer ihm kein Gast. Zudem saß er hinter dem Windfang, so daß man ihn nicht beobachten konnte. Vorsichtig öffnete er den Umschlag, dann las er:

„Liebe Mieze!

Du mußt sofort Geld schicken, hörst Du? Ich bin momentan wieder blank. Aber sofort. Letzt Mal war es man sehr knapp. Ich muß Geld haben. Schicke welches per Draht. Aber dalli.

Dein Dich liebender Heini."

Gerd war es, als kröche ihm der Ekel den Hals hinauf. Er mußte sich einen Korn bestellen, um das Widerwillige hinunterzuschlucken. Daher also das Geld? Und doch fühlte er eine Erleichterung. Also nicht aus Einbruch oder Hehlerei! Gott sei Dank, dachte er und bestellte den nächsten Schnaps. Dann verschloß er den Brief wieder vorsichtig. War für ihn ja nicht gefährlich. Aber von diesem Gelde annehmen? Pfui Teufel! Soweit war es schon mit ihm?...

*

Gerd hatte Mühe, die nächsten Tage so freundlich wie früher gegen Heini zu sein. Als Heini ihn dann nach mehreren Tagen zu einem Spaziergang einlud, hätte er seiner Wut bald Luft gemacht. Aber was nützte es? Deshalb schwieg er. Heini aber gab sich damit nicht zufrieden. Er ahnte, daß Gerd den Brief gelesen hatte. Während Gerd zum Fenster hinaussah, trat ein verschmitztes Lächeln in sein breites Gesicht.

„Was hast du denn nun eigentlich? Man kann es auch so gut meinen wie man will, richtig ist es nie."

Gerd drehte sich langsam um.

„Sage mir jetzt, woher du das Geld hast. Dann gebe ich dir Antwort, ob ich mit dir gehe oder nicht."

„Mein Gott nochmal, was willst du denn? Von Mieze, wenn du es nun doch wissen willst."

„Von Mieze Geld?"

„Ja. Ich hab ihr früher mal welches geliehen. Nun zahlt sie es mich eben retour. Ist da was Dolles dran?"

„Heini, das ist nicht wahr. Womit verdient Mieze das Geld?"

„Du bist ein großer Dussel, sag ich dir, Kerl. Mieze ist als Bardame angestellt in Dortmund. Was meinst du, was die da anschafft? Jede Schicht wenigstens ihre zwanzig, manchmal auch fünfzig Mark."

Fortsetzung folgt in Heft 1/1938.



„Bitte, Mutter, eine Geschichte!"

Wenn Kinder von vier, sechs, acht Jahren die Mutter um eine „schöne Geschichte" bitten, ist langes Ueberlegen und Wählen wohl kaum nötig; denn überreich ist unser Märchenschatz an Erzählungen, die dieser Altersstufe angemessen sind. Will aber eine Mutter für ihre Zwei- und Dreijährigen eine geeignete Geschichte finden, wird sie bald die Feststellung machen müssen, daß die Auswahl an Märchen gerade für diese Kleinsten mit ihrem noch geringen Wortschatz und ihrer beschränkten Auffassungsgabe nicht allzu groß ist. Die Mutter kommt daher bald in Verlegenheit; denn Geschichten erfinden ist eine Gabe, die nun einmal nicht jeder besitzt. Was tun? — Eine Lösung, und zwar eine recht glückliche, liegt hier so nahe, daß sie häufig nicht gefunden wird.

Auf dieser Altersstufe benötigen Kinder noch keine Geschichten, die viel Handlung bieten, Geschichten, in denen sich die Umstände wie in einem Roman erst kunstvoll verwickeln und dann ebenso glücklich wieder lösen. Die Kinder von zwei oder drei Jahren sind noch ausschließlich auf das Sinnenfällige, auf das rein Gegenständliche, das „Was", „Wie" und „Warum" der Dinge eingestellt, ein Umstand, der es uns ganz bedeutend erleichtert, ihr Verlangen nach einer „schönen Geschichte" zu befriedigen.

Man mache nur einmal den Versuch und erzähle schlicht und einfach, aber mit allem Drum und Dran, wie der Vater die Pfeife anzündet, einen Nagel in die Wand schlägt, wie die Mutter eine Schürze flickt, das Mus kocht, beim Krämer Ware holt, wie der Kaminkehrer, der Briefträger, der Maler ins Haus kommt, wie die Tante Besuch macht, was die Spinne oder die Brummelfliege oben an der Decke tut, wie Katze, Hund, Vogel und Maus fressen, was Sonne, Mond, Sterne, Wind und Wolken treiben . . . und man wird staunen, wie sehr solch kleine, ganz und gar unbedeutende Erlebnisse aus der Welt des Kindes dieses zu fesseln und zu begeistern vermögen! Zudem ist die Reihe solcher Ausschnitte unabsehbar und jedes einzelne Gebiet nicht auszuschöpfen. Vielleicht fällt es uns „Großen" anfangs schwer, an alle Nebensächlichkeiten zu denken, um sie liebevoll in eine solche Alltagsgeschichte verweben zu können. Das Kind selbst ist uns hier bester Wegweiser. Man beobachte nur einmal, wie dieses einen Bericht gestaltet, oder wie sehr es uns mit Fragen um kleinste Kleinigkeiten bestürmen kann! Wir werden dabei immer wieder die Erfahrung machen, daß es nur Unbedeutendes ist, was dem Kinde so sehr ans Herz gewachsen ist, Dinge, die wir mit „alltäglich", „abgedroschen", „ausgeleiert" abtun. Aber gerade diese machen eine Geschichte für das Kind nicht nur lang, sondern auch „schön".

Etwas allerdings ist dabei zu beachten: Dem Kinde ist es durchaus nicht gleich, ob von e i n e r Schürze oder gerade von s e i n e r blauen mit den roten Tupfen erzählt wird, ob die Rede ist von einer Katze oder der, die es im Sommerurlaub so sehr lieb gewonnen hat, ob in einer Geschichte ein Mann eine Pfeife raucht, oder eben der Vater die seine mit dem schon oft angestaunten Bilde auf dem Porzellankopf. Denn: ein Kind denkt noch nicht in Begriffen, sondern in Einzelvorstellungen und persönlichen Erlebnissen.

Solche Erzählungen haben auch noch den Vorteil, daß durch sie beim Kinde das Verständnis für das Gefühl der Tiere, den Wert der Sachen, der Schwere der Arbeit geöffnet oder doch angebahnt werden kann, ferner, daß durch Hervorheben von Gemütvollem die Herzensbildung weitgehend gefördert werden kann. Selbst für den Erzählenden haben solche Alltagsgeschichten ihre Reize. Denn wir werden gezwungen, uns wieder mit Einzelheiten zu beschäftigen, an denen wir sonst achtlos vorübergehen würden, einerseits, weil uns das Leben durch die vielen, vielen Eindrücke schon zu sehr abgestumpft hat, anderseits, weil wir uns mit anderen Dingen herumzuschlagen haben. Im Verkehr mit dem Kinde aber erfahren wir, daß diese Kleinigkeiten schließlich ebensoviel Romantik und Leben in sich bergen, wie alles andere in der Welt. Zum mindesten aber wird diese Kleinkinderperspektive in uns Erinnerungen an die eigene Jugend auslösen, in der wir, weil wir weniger besaßen und nach weniger verlangten, weitaus glücklichere Menschen waren.

H u g o Z i n s i n g e r.

*

Daran hab' ich nicht gedacht!

Der kleine Theo, einziges Kind seiner sorgsamen, aber manchmal ein wenig zu viel sorgenden Eltern, hatte sich zu Weihnachten einen Werkzeugkasten gewünscht. Und als die Kerzen des Christbaums über seinem Gabentisch

strahlten, stand da auch wirklich ein Kasten mit Werkzeugen; schön lackiert und ziemlich reichhaltig. Da war ein Hammer, da war eine Zange, ein einfacher Bohrer und ein Drillbohrer, ein Schraubenzieher, ja sogar eine kleine Säge und ein kleiner Hobel. Begeistert versuchte der Junge seine neuen Schätze. Nicht daß er vielleicht das Bein von Vaters Arbeitsstuhl absägen oder ein Loch durch den schön polierten Tisch bohren wollte, durchaus nicht; dazu war er ein viel zu schüchterner Junge. Er holte sich brav ein Holzscheit aus der Küche und versuchte sich am Deckel einer Kiste, die eben angekommen war und geöffnet werden sollte. Dabei brach der als Stemmeisen verwendete Schraubenzieher ab und die Zange, die die Nägel aus dem Kistendeckel herausziehen sollte, kriegte Scharten auf der Schneide, aber die Nägel blieben drin. Dann machte der Vater, der ungeduldig und mit spöttischen Reden auf den ungeschickten Sohn gewartet hatte, mit dem Küchenbeil die Kiste auf. Sicherlich nicht mit übergroßer Geschicklichkeit; aber sie war auf. Als die Kiste unter Hallo ausgepackt war, versuchte Theo sie wieder zuzunageln; leider nur mit dem Erfolge, daß der Hammerstiel locker wurde und sich von dem Hammereisen trennte. Weitere Versuche während der Weihnachtsfeiertage ergaben, daß die Säge nur aus Blech bestand und zwar kratzte, aber nicht schnitt, daß der Drillbohrer abbrach und daß das Glanzstück, der Hobel, nur ein „Glanzstück" war: das Hobeleisen war nämlich gar nicht geschärft und nur „zum Schmucke" hineingetan. Die Erfüllung von Theo's Wunsch war eine große Enttäuschung geworden. Der schöne Werkzeugkasten war unbrauchbares Spielzeug. — Und nun kommt die Lösung des Rätsels, über die man je nach Bedarf lachen oder heulen kann. Es war nicht etwa so gewesen, daß Theo's Eltern keinen ordentlichen Werkzeugkasten hätten bezahlen können. Sie hatten nur gefunden, daß der Junge für brauchbares Handwerkszeug „noch zu klein" sei, daß er sich leicht damit verletzen könne; aber sie hatten auch wieder nicht Nein! sagen und den Jungen nicht in seinem Wunsch enttäuschen wollen. Also hatten sie den „goldenen Mittelweg" gewählt und einen schönen Kasten mit ganz und gar unbrauchbaren (oder wie *sie* meinten: ungefährlichen) Werkzeugen gekauft. Es lag auch ganz in der Linie dieser überängstlichen Pädagogik, daß sie die Enttäuschung ihres Jungen eher verstärkten und ihm sagten, er sei eben doch noch zu ungeschickt.

Seit jenem Weihnachtsabend sind — wie es so schön in rührseligen Kalendergeschichten heißt — mehr als vierzig Jahre vergangen. Das Kind Theo ist ein Mann geworden, der manches versteht, der allerlei leistet; aber er ist unpraktisch und ungeschickt, wenn er in seiner Wohnung einen Nagel einschlagen oder wenn er für den Garten ein paar Rosenstäbe zurechtschneiden soll. Und er hat das bittere, enttäuschende Erlebnis seiner Kindheit niemals vergessen. So dankbar er an seine Eltern, an sein Vaterhaus, an herrliche, sorglose Kinderjahre zurückdenkt: an diesem Punkte brennt eine alte nie ganz verheilte Wunde. Selbstverständlich ist er so wenig wie wir der Meinung, daß jenes Kindererlebnis seine Ungeschicklichkeit in praktischen Dingen verursacht habe. Einem praktisch und handgeschickt veranlagten Jungen hätte ein solcher Fehlgriff sicherlich gar nichts geschadet, und der wüßte heute auch kaum mehr was von einer so fernliegenden Weihnachtsenttäuschung. Theo war also zweifellos „unpraktisch veranlagt". Aber jenes Weihnachtserlebnis hat ihm, wenigstens seiner heutigen Erinnerung nach, seine ungünstige Veranlagung zum ersten Male bestätigt und bewußt werden lassen. Vielleicht, ja wahrscheinlich hatten die Eltern gar nicht so unrecht, wenn sie fürchteten, Theo werde mit den Werkzeugen ungeschickt umgehen und sich also leicht verletzen. Sie hatten nur nicht daran gedacht, daß sie mit einer Enttäuschung des Kindes die Anlage *verstärkten* und den Jungen auf einen Weg leiteten, auf den kein Erzieher ein Kind mit einer körperlichen oder intellektuellen Unzulänglichkeit weisen dürfte: auf den Weg des Verzichts und der Resignation. Denn das Leben fragt ja später auch nicht nach der besseren oder der schlechteren Anlage, es stellt seine Aufgaben und fordert die Lösung. Natürlich werden nicht alle Lösungen gleich wertvoll sein. Aber es ist doch nicht nötig, das Versagen als unabwendbares Schicksal hinzunehmen. — Die Erzieher begehen ja die wenigsten Fehler aus bösem Willen, mehr schon aus Gedankenlosigkeit; aber die schlimmsten Wirkungen rufen sie dadurch hervor daß sie das Gute wollen und nur die Nebenwirkungen ihrer Erziehungsmethoden nicht bemerken.

Dr. Hajek



Der schönste Baum — Aufnahme: Atlantic-Photo

Beamter

Im allgemeinen Sprachgebrauch ist oft die Rede von „dem Beamten", und „die Beamtenlaufbahn" erscheint vielen Eltern für ihre Söhne als die beste, weil wirtschaftlich gesichertste Laufbahn. Dabei gibt es den Beamten nicht, denn die Tätigkeiten, die im Dienst von Staat und Gemeinden oder auch von Körperschaften des öffentlichen Rechts (also den Trägern der Sozialversicherung, den staatlich anerkannten Kirchen u. a.) durch Beamte ausgeübt werden, sind so verschieden, daß auch die Menschen, die sie ausüben, von Begabung und Temperament unbedingt verschieden sein müssen. Den unterschiedlichen beruflichen Anforderungen entsprechend, sind denn auch im Reichsbund der Deutschen Beamten die Justiz-, die Finanz-, die Zoll-, die Polizei- und die Forstbeamten, aber auch die Beamten der Reichsverwaltung, der Länderverwaltungen wie der Gemeinden, der öffentlichen Banken, der Reichsbahn, der Reichspost und der Körperschaften des öffentlichen Rechts in besonderen Fachschaften zusammengefaßt. Mögen auch die einzelnen Besoldungsstufen einander entsprechen, so sind doch die Laufbahnbestimmungen und die Arbeitsbedingungen überall wieder anders.

Aber vielleicht ist doch etwas Gemeinsames vorhanden, was die Stimme des Volkes meint, wenn sie von „dem Beamten" spricht mit einem Unterton von Neid oder Spott, von untertänigem Respekt und ohnmächtigem Aerger. Zwei bedeutsame Tatsachen kennzeichnen die Berufssituation eines jeden Beamten ohne Rücksicht auf die Art seiner Tätigkeit: wo immer er steht, steht er als Vertreter einer höheren Macht, die gegenüber den einzelnen Privatpersonen öffentliche Rechte besitzt und, auf diese gestützt, eine Autorität, die sich notfalls mit Gewalt Achtung und Anerkennung verschaffen kann. Selbst in seinem Privatleben ein Volksgenosse wie alle andern, ist doch der Beamte in Ausübung seines Dienstes ein Stück dieser höheren Macht. Um so höher für das Empfinden des Bürgers, je unklarer dessen Vorstellung von all den Organen ist, die sich die Volksgemeinschaft zur Erfüllung ihrer vielen allgemeinen Aufgaben in den mancherlei Verwaltungsbehörden im Laufe der Jahrhunderte geschaffen hat. Die zweite Tatsache, an die vor allem die Eltern denken, die ihrem Kind ein materiell sorgenfreies Leben verschaffen wollen, ist die der lebenslänglichen Anstellung und des Pensionsanspruches für die Zeit der Arbeitsunfähigkeit durch Invalidität oder Alter. Nicht alle Länder kennen diese Form des Beamtenverhältnisses, bei der der Beamte der Staatsgewalt unverbrüchliche Treue und unbedingten Gehorsam gelobt und dafür eine materielle Lebenssicherung erhält, die ihn den Kampf ums Dasein entrückt.

Halten wir uns diese beiden Tatsachen vor Augen, so ergibt sich bereits ein erster Maßstab für die Frage: wer eignet sich überhaupt für irgendeine Art von Beamtentätigkeit? Es ist uns heute selbstverständlich, daß jeder Volksgenosse der Staatsführung gegenüber zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet ist, aber vom Beamten wird doch noch ein erhöhtes Maß gefordert: nicht nur ein passiver Gehorsam, der sich unterwirft und befolgt, sondern ein aktiver, der alle Maßnahmen und Anordnungen so freudig bejaht, daß er sich für ihre Durchführung mit aller Energie einsetzt, um ihren Erfolg sich bemüht mit allen Kräften. So — wie sich die meisten Menschen zu mühen leider nur dann bereit sind, wenn sie dabei unmittelbare persönliche Vorteile erreichen. Es gehört also eine besondere Fähigkeit zur Ein- und Unterordnung, zu selbstlosem Einsatz zu den Tugenden, die vom Beamten erwartet, und die an ihm als Gewissenhaftigkeit und Pflichttreue gerühmt werden. Menschen mit Selbständigkeitsdrang — den wir ja schon an den Kindern deutlich beobachten können — kommen als Beamte

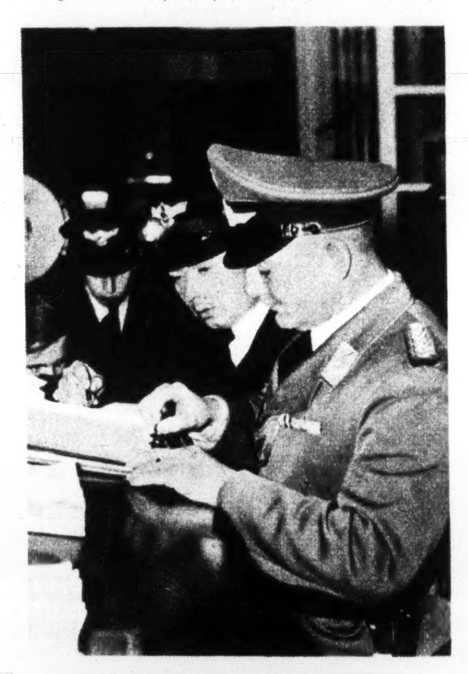








sehr leicht in Konflikte und sollten sich lieber einen freien Beruf wählen. Aber auch solche, die nicht von Natur fleißig sind, die immer wieder eines Antriebs oder Anreizes bedürfen, werden als Beamte nicht glücklich werden. Denn des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr und der in sanftem Trab sich bewegende Amtsschimmel wirken lähmend auf sie; nur zu leicht werden dann diese Menschen mürrisch und stellen einen Beamtentyp dar, dem keiner von uns gerne begegnet. Daß der einzelne Beamte selbst Träger und Repräsentant der übergeordneten Macht ist, erfordert es, daß er in seinem ganzen Verhalten dem Wesen dieser Macht entspricht. Das gilt selbstverständlich für sein dienstliches Verhalten, aber auch für sein außerdienstliches muß es erwartet werden. Denn der Mensch ist nun einmal eine Einheit, und der Mann, dessen Privatleben bei den Mitbürgern Anstoß erregt, wird sich schwerlich im Dienstrock das Ansehen verschaffen können, das er kraft seines Amtes genießen sollte. Wir sprechen von Beamtenwürde, die gewahrt werden muß durch eine Lebensführung, die von den Volksgenossen als vorbildlich anerkannt werden kann. Es ist gewiß nicht bequem, allzeit unter den Augen der Oeffentlichkeit zu leben; die Rücksicht auf die öffentliche Meinung gehört zu den Opfern, die auch der junge Beamte zu bringen bereit sein muß.



Die besondere Beamtensituation stellt aber nicht nur bestimmte Anforderungen, die das deutsche Beamtengesetz als „Pflichten des Beamten" in seinem Abschnitt II ausführlich aufzählt, sie birgt in sich auch ganz bestimmte Gefahren. Grade sie sollten die Eltern, die es ehrlich mit ihren Kindern meinen, hier genau so sehen wie bei anderen Berufen, und den Vorteilen gegenüber in die Wagschale werfen. Als Stellvertreter einer höheren Gewalt kommt der Mensch nur zu leicht in Versuchung, sich jedem anderen Volksgenossen gegenüber als mehr, als überlegen zu fühlen und die Machtposition, die er doch nicht aus eigener Kraft und eigenem Können, sondern nur durch seine Dienststellung hat, auszunutzen und zu mißbrauchen. Der ein Diener der Volksgemeinschaft sein sollte, wird zu einem Unterdrücker all der Volksgenossen, die in seinen Machtbereich geraten. Wer Anlage zur Herrschsucht hat, der sollte sich sehr ernstlich prüfen, ob er den Gefahren, die grade ihm die Beamtenstellung bringen wird, gewachsen ist. Und auch die gesicherte Lebensposition hat im Hinblick auf die charakterliche Entwicklung ihren ganz großen Haken! Wer auf einer bis zum Lebensende übersehbaren Straße wandert, die mit regelmäßigen, langsam, aber stetig wachsenden Monatseinkünften gepflastert und von der Achtung der Mitbürger sorgsam umzäunt ist, der verliert leider sehr leicht das Verständnis für den Lebenskampf und die Lebensnot, in der all die andern Volksgenossen stehen, die doch wiederum in irgendeiner Form durch seine Beamtentätigkeit betroffen werden. So tut sich dann jene Kluft auf zwischen dem Volk und Staat, die dem Untertan das Gefühl gibt, einer lebensfremden — ja womöglich ihm feindlichen Macht gegenüberzustehen. Selbstzufriedenheit und Selbstgenügsamkeit können für viele gut und nützlich sein, für den Beamten sind sie ein Verhängnis. Sie machen ihn zu einem dünkelhaften Spießer, der durch sein Verhalten die sinnvolle Erfüllung jeglicher öffentlichen Aufgabe gefährdet. Die Regierung mißbilligt den tyrannischen Beamten ebenso wie den hochmütig aburteilenden, das hat Reichsinnenminister Frick erst kürzlich in einem Beamtenerlaß an alle Behörden zum Ausdruck gebracht. „Im dritten Reich ist der Beamte Diener am deutschen Volk. Ihm hat er alle seine Kräfte, sein ganzes Können und Wissen zu widmen. Er steht deshalb zum einzelnen Volksgenossen nicht im Verhältnis des Vorgesetzten zum Untergebenen, sondern in dem des Fürsorgers und Beraters, an den der Volksgenosse sich mit seinen Nöten, Sorgen und Zweifeln ver-





trauensvoll wenden soll. — Mit dieser Stellung des Beamten ist jede unsachliche Schärfe und Schroffheit und jede Unhöflichkeit im schriftlichen und mündlichen Verkehr mit den Volksgenossen unvereinbar."

So sollte denn der Beamte, wo immer er auch in Ausübung seiner Tätigkeit steht, getragen sein von dem Bewußtsein seiner besonderen sozialen Verantwortung, Gewissenhaftigkeit und Selbstdisziplin sollen ihn vor anderen auszeichnen, dann ist er eine Beamtennatur, wie die Volksgemeinschaft sie sich wünscht. Daß diese Tugenden, wie alle anderen auch, mit ihren zugehörigen Schwächen gepaart sind, darüber müssen die Beamten selbst und auch die Volksgenossen sich klar sein. Mit ein bißchen Spott und Selbstironie muß die Ausartung in Pedanterie und unnatürlich konventionelles Verhalten immer wieder bekämpft werden, denn nötig ist es keineswegs, daß man dem Beamten auch im Privatleben seine Beamtenstellung sogleich anmerkt.

Ueber die Beamtenlaufbahn läßt sich ganz allgemein nur sagen, daß fast überall eine Vierteilung durchgeführt ist, die den Menschen je nach dem Grad ihrer Begabung und ihrer Vorbildung Betätigungsgelegenheit bietet: die Laufbahn des unteren und die Laufbahn des einfachen mittleren Dienstes sind mit Volksschulbildung zugänglich; am bekanntesten sind wohl die Posten des Amtsgehilfen, des Gerichtsdieners, des Postboten, des Eisenbahnschaffners und des Polizeiwachtmeisters. Die Stellen im inneren und im einfachen mittleren Dienst sind weithin den sogenannten Versorgungsanwärtern vorbehalten, Männern, die auf Grund langjähriger Dienstzeit bei der Wehrmacht den Anspruch auf Uebernahme in ein ziviles Beamtenverhältnis erworben haben. Die Polizei hat ihre ganz besondere Schulung, aber auch Reichsbahn und Reichspost bilden junge Leute für bestimmte Tätigkeiten innerhalb des unteren und einfachen mittleren Dienstes besonders aus.

Wenn es auch gewisse Möglichkeiten gibt, aus der Laufbahn des einfachen mittleren Dienstes nach Ablegung einer Prüfung in Posten des gehobenen mittleren Dienstes aufzusteigen, so ist doch im allgemeinen die gehobene mittlere Beamtenlaufbahn eine für sich abgeschlossene, die unmittelbar von der Schule aus begonnen wird. Verlangt wird zum mindesten die mittlere Reife, bei manchen Behörden aber auch Primareife oder gar Abitur. Zunächst erfolgt die Einstellung als Beamtenanwärter, die ersten Jahre dienen der Ausbildung und der charakterlichen Erprobung. In allen Zweigen sind Prüfungen abzulegen, ehe der Anwärter Aussicht hat in eine planmäßige Beamtenstelle einzurücken. Meist wird er erst nach mehrjähriger Tätigkeit in außerplanmäßigen Stellen zum Justiz-, Steuer- oder Regierungsinspektor befördert, und kann dann später zum Amtmann und Oberinspektor aufrücken.

Für die Laufbahnen des höheren Dienstes wird Hochschulreife und ein Hochschulstudium verlangt, das mit der Staatsprüfung abgeschlossen ist. Die Einstellung erfolgt zunächst als Referendar, d. h. die theoretische Ausbildung wird durch eine Art praktische Lehrzeit ergänzt, die meist mit einer weiteren (zweiten) Prüfung abgeschlossen wird. Für den Justiz- und Verwaltungsdienst wird das juristische Studium verlangt, für andere Zweige je nachdem ein Fachstudium auf der Universität oder der technischen Hochschule. Ist diese lange Ausbildungszeit zurückgelegt, so heißt es auch hier warten, bis eine Stelle als Richter oder Regierungsrat, als Postrat, Stadtrat oder Baurat frei wird.

Das deutsche Beamtengesetz vom 27. 1. 37, das seit dem 1. Juli dieses Jahres in Kraft ist, nennt in den §§ 25 und 26 als Voraussetzungen, die von jedem Beamten erwartet werden: arische Abstammung (auch des Ehegatten), Reichsbürgereigenschaft, die für seine Laufbahn vorgeschriebene oder übliche Vorbildung und Gewähr für ein rückhaltloses Eintreten für den nationalsozialistischen Staat. Im übrigen regelt das Gesetz einheitlich für das Reich die Ernennung, Versetzung, Beförderung und Entlastung der Beamten, ihre Versorgungs- und Pensionsansprüche und noch manches andere. Die Einordnung der verschiedenen Beamten in die einzelnen Gehaltsstufen geht aus dem Reichsbesoldungsgesetz vom Juli dieses Jahres hervor; die Reichsbesoldungsordnung ist heute fast durchweg auch für die nicht unmittelbar im Reichs- oder Staatsdienst stehenden Beamten maßgeblich. Es bieten also diese beiden Gesetze dem, der sich für einen Beamtenberuf interessiert, einen Ueberblick über die rechtliche und materielle Situation des Beamten; alles andere über Vorbildung, Einstellung, Ausbildung und Laufbahn aber muß er sich am besten erfragen bei der Behörde, bei der er tätig zu sein wünscht.

Wer in die Beamtenlaufbahn eintritt, muß sich auf alle Fälle darüber klar sein, daß er einen Bereich betritt, in dem alles strenger geregelt und geordnet ist als irgendwo sonst, es gibt kaum Ausnahmen, die diese Regel bestätigen! Das gilt für die Ausbildung, die Zulassung zu den Prüfungen, die Einberufung in eine planmäßige Stelle und schließlich auch für das Aufrücken. Wem es um persönlichen Erfolg zu tun ist, sei es in wirtschaftlicher Hinsicht, sei es um Ehre und Anerkennung, der ist nicht geeignet zum Beamten, dessen Ich zurücktreten muß hinter das Amt oder die Behörde, die er vertritt. Nur wer die Arbeit um ihrer selbst willen liebt, wem es ein Bedürfnis ist, das was er tut, so gut wie möglich zu machen, der ist es wert, und der genießt es dankbar, an den materiellen Erfolg seiner Arbeit nicht denken zu brauchen; für den sind auch unbezahlte Ueberstunden selbstverständlich, wenn die Arbeit drängt. Daß Reich, Länder und Gemeinden und die großen öffentlichen Einrichtungen der Volksgemeinschaft ihren Beamten durch lebenslängliche Anstellung und Pensionsanspruch eine wirtschaftlich gesicherte Existenz bieten, geschieht ja eben deshalb, damit sie — frei von Sorgen um die eigene Existenz — sich mit allen Kräften im unmittelbaren Dienst für die Volksgemeinschaft einsetzen können. Darum sollte Beamter nur werden, wer sich zu diesem Dienst wirklich berufen fühlt.

Die Putzmacherin

Erst vor wenigen Tagen las ich in „Deutschlands Jugend in Bevölkerung und Wirtschaft" von Dr. Hertha Siemering eine Zusammenstellung derjenigen Frauenberufe, in denen mehr als die Hälfte aller Arbeitsplätze durch Frauen besetzt sind. Zu meinem großen Erstaunen fand ich dort an erster Stelle nach den Hebammen mit 99,9% die Putzmacherinnen, erst an letzter die Schneiderinnen mit 50,9%. Den „weiblichsten" aller Berufe (die Hebammen ausgenommen) habe ich also bisher in unserer Berufsreihe vernachlässigt. Mir schlug das Gewissen noch mehr, als ich bei näheren Erkundigungen erfuhr, daß in diesem Beruf ein ausgesprochener Nachwuchsmangel herrscht. Sicher hängt das damit zusammen, daß das Putzmacherhandwerk vor der Machtergreifung durch den Nationalsozialismus sehr zurückgegangen war und unter der Konkurrenz der Hutfabriken, die den billigen Konfektionshut herstellen, sehr zu leiden hatte. Inzwischen haben sich aber die Zeiten gewandelt und damit auch die Lage der Putzmacherwerkstätten. Ueberall ist der Sinn für solide Handwerksarbeit wieder geweckt worden; wir legen nicht mehr den

Hauptwert darauf, alle Modeschwankungen im Lauf des Jahres mitzumachen, wir wollen auch nicht in erster Linie den modischen, sondern den zu uns und unserer Kleidung passenden Hut. So steigt die Nachfrage nach dem handgearbeiteten Hut, der im Futter das Gütezeichen der Putzmacherinnung eingenäht trägt: ein Mädchengesicht von einem Schutenhut umrahmt.

Wenn der handgearbeitete Hut wieder begehrt wird, so wird es Zeit, daß auch der Beruf der Putzmacherin mehr als bisher erstrebt wird; umso mehr als dieser Beruf nicht nur seiner zahlenmäßigen Besetzung nach besonders weiblich ist; er entspricht durch die Art der Tätigkeit den körperlichen Kräften und den besonderen weiblichen Fähigkeiten in hohem Maße. Vorwiegend im Sitzen ausgeübt, bringt er doch im Laufe des Tages manche Gelegenheit zur Bewegung: da muß gedämpft oder gepreßt werden, Bänder sind aufzuplätten, Material muß herausgesucht und wieder weggeräumt werden. Auch die einzelnen Arbeitsverrichtungen bieten sehr viel Abwechslung im Lauf des Tages. Während in der Konfektion die angelernten Arbeiterinnen nur spezialisierte Teilarbeiten ausführen und ein Hut, bis er fertig ist, durch mehrere Hände wandert, arbeitet die Putzmacher-Gesellin einen Hut ganz und gar fertig. Sie formt und preßt, arbeitet Futter und Rand und macht die Garnitur, und alles auf die verschiedenste Weise, je nachdem um was für ein Material und Modell es sich handelt. Schon der Lehrling kommt im Lauf des Tages an die verschiedensten Hilfsarbeiten. Man muß nur einmal den Werkstattplan für die Ausbildung der Lehrlinge während der dreijährigen Lehrzeit durchlesen, um von der Vielseitigkeit dieses Handwerks eine Vorstellung zu bekommen. Unter den 40 Arbeiten des ersten Lehrjahrs finden wir „Hutrand drahten", „Mullkopf ziehen", „Drahtspinne kneifen", alle Arten von Zierstichen üben, dazu das Faltenlegen, Plisseefalten, Tollfalten, Rosenfalten, Kokarden falten, Rosetten rüschen und noch vieles andere. Ein weiterer großer Reiz dieses Berufes liegt darin, daß an einem Tage mehrere Hüte fertig werden, daß man also den Erfolg der Arbeit sehr rasch sieht. Da fast durchweg mit der Werkstatt ein Verkaufsraum verbunden ist, so erlebt die Putzmacherin auch, daß das von ihr gefertigte Werkstück zu seiner Bestimmung kommt, oft wird sie bei Anproben, Aenderungen und Umarbeitungen selbst mit der Kundin verhandeln müssen. Wenn ein Hut, auf den sie ihr ganzes Geschick verwandt hat, die rechte Trägerin gefunden hat, so befriedigt das die Putzmacherin; und es freut sie, wenn sie einer Kundin einen Hut arbeiten kann, der der Dame gefällt und gut steht. Die Hüte spielen in der Bekleidung der Frau ja nicht nur eine rein „nützliche" Rolle; das macht auch die Beschäftigung mit ihnen vergnüglicher.

Nun darf man sich freilich nicht einbilden, die Putzmacherin hätte es nur mit Schleifen, Federn und Schleiern zu tun, und die ganze Arbeit sei von A—Z eine anmutige Angelegenheit! Da muß beim Formen und Pressen, beim Plätten und Glänzen ordentlich zugepackt werden, beim Umgang mit Draht und Appretur gibt's auch mal schmutzige Hände, und Stroh und Filz sind für die Nähnadel spröde Materialien. Mit anderen Saisonberufen teilt die Putzmacherei das sehr ungleiche Arbeitstempo, das in Zeiten der Hochkonjunktur oft sehr intensives Arbeiten und restlosen Einsatz verlangt.

Wenn auch der Beruf der Putzmacherin körperlich nicht anstrengend ist, so ist eine normale Gesundheit doch erwünscht; Augen und Hände werden vor allem beansprucht, schlechte Augen machen ein Mädchen ungeschickt, schweißige Hände direkt ungeeignet für die Arbeit. Bei der Eignungsprüfung durch die Berufsberatung wird durch entsprechende Aufgaben festgestellt, ob Farben- und Formensinn vorhanden ist, die Fähigkeit zu geschmackvoller Anordnung und zur Abschätzung der Längen- und Flächenmaße. Wie überall im Handwerk wird ein gutes Zeugnis aus der obersten Volksschulklasse verlangt, wobei naturgemäß besonderer Wert auf die Zensuren in Handarbeit und Zeichnen gelegt wird.

Der Ausbildungsgang entspricht dem in anderen handwerklichen Berufen: nach einer Probezeit von vier Wochen wird der Lehrvertrag schriftlich abgeschlossen, nach dem ersten und zweiten Lehrjahr werden Zwischenprüfungen abgehalten, um festzustellen, ob die Ausbildung den von der Innung aufgestellten Anforderungen genügt, und der Lehrling für den Beruf wirklich die nötige Eignung besitzt. Der schon erwähnte Werkstattplan gibt allen Meisterinnen feste Anhaltspunkte für die planmäßige praktische Ausbildung. Die theoretische Ergänzung wird durch die Berufsschule vermittelt. In den Großstädten gibt es eigene Schulen für die Putzmacherinnen, in allen mittleren Städten Fachklassen. In der Gesellenprüfung, die vor der Innung abgelegt wird, muß das junge Mädchen schon selbständig verschiedene schwierige Hüte fertigstellen. Daß das Können sich von Jahr zu Jahr steigert, das wird nicht nur innerhalb der örtlichen Innungen beobachtet, das zeigt sich auch an den Leistungen im Berufswettkampf, an dem sich die jungen Putzmacherinnen rege beteiligen. „Die Leistungen der Mädels waren ganz groß" sagte mir schon im Vorjahr eine Meisterin, bei der eine Reihe von jungen Wettkämpferinnen gearbeitet hatte. „Und in diesem Jahre haben sich die jungen Mädchen selbst übertroffen an Sauberkeit der Arbeit und Sicherheit des Geschmacks."

Nach der Prüfung kann sich die Gesellin ihrer Neigung und ihren Fähigkeiten entsprechend einen Arbeitspglatz suchen. Da die einzelnen Betriebe sehr unterschiedliche Geschmacksrichtungen pflegen, die man im Fach mit Stapel-, Mittel- und Modellgenre kennzeichnet, sind auch die Anforderungen verschieden. Wer zur Meisterin strebt, muß bemüht sein, möglichst vielseitige Kenntnisse zu erwerben, und auch in die Führung eines Betriebes Einblick zu gewinnen. Die Meisterprüfung kann nach fünfjähriger Gesellentätigkeit und entsprechender Weiterbildung abgelegt werden. Zur Führung des Titels und zur Einstellung von Lehrlingen ist man erst berechtigt, wenn man das 24. Lebensjahr vollendet hat.

Sehr viele erreichen dieses Ziel nicht, weil sie schon vorher wegen Heirat aus dem Beruf ausscheiden, denen aber, die dem Beruf länger treu bleiben, und die den Meisterbrief erwerben, bieten sich recht gute Aussichten. Wem die Mittel oder der Mut oder auch die unerläßliche kaufmännische Begabung zur Begründung einer eigenen Werkstatt fehlen, der kann in einem größeren Betrieb die Werkstattleitung übernehmen als Stellvertreterin der Betriebsführerin, die durch die kaufmännische Tätigkeit voll beansprucht wird. Auch in den Hutfabriken werden Meisterinnen gesucht, die den Musterabteilungen vorstehen können. Dabei kommt es vor allem auf einen sicheren, gepflegten Geschmack an und auf eine reiche Fantasie; der Besuch von Ausstellungen und Geschäftsreisen in die Modezentren geben der „Direktrice" für ihre verantwortungsvolle Arbeit immer wieder Anregung. Solche Posten sind gut bezahlt, aber sie werden natürlich auch nur mit wirklichen Könnerinnen besetzt.

An den Bestrebungen, die deutsche Mode vom Ausland unabhängiger zu machen, ist auch das Putzmacherhandwerk beteiligt. Mit wachsendem Erfolg bemüht sich der Reichsinnungsverband in Berlin, die Schöpfung deutscher Modellhüte zu fördern, und jede Werkstatt kann dazu beitragen, daß die Ueberschätzung des fremdländischen Geschmacks allmählich verschwindet zugunsten einer gesunden Freude an Formen und Verarbeitungen, die deutschem Wesen gemäß sind, und von deutschen Menschen erdacht wurden. Auch schon die junge Putzmacherin sollte ihren Beruf unter diesem Gesichtspunkt sehen, denn wie oft wird sie von Verwandten und Freunden als Sachverständige um ihren Rat gebeten oder um ihre Meinung befragt.

Gerda Simons.

Sorgen haben die . . .

Der Blick in die linke Ecke

Durch zahlreiche Versuche haben amerikanische Psychologen festgestellt, daß jeder Mensch beim Betrachten eines Bildes unwillkürlich zuerst auf die linke untere Ecke blickt und dann erst auf die obere rechte. Diese Erfahrung gilt auch für andere Gebiete. Wenn man beispielsweise wünscht, daß Gäste, die in ein Zimmer treten, einen neuen Stuhl oder sonst einen Gegenstand besonders beachten sollen, so stelle man ihn so hin, daß er sich von der Tür aus gesehen, auf der linken Seite befindet. Oder umgekehrt, wenn etwa ein Teppich eine abgenutzte Stelle hat, so lege man ihn so, daß sich die Stelle rechts befindet. In großen amerikanischen Warenhäusern wurde die Feststellung gemacht, daß eine Ware, die auf der linken Seite eines Schaufensters ziemlich niedrig ausgestellt war, mehr Kunden anlockte, als eine Ware, die ebenso auffallend auf der rechten Seite ausgestellt war. — Kann man das glauben?

*

Das wäre so was!

Seltsame Schulverhältnisse herrschen in Harty auf der Insel Sheppey. Hier wird allmorgendlich der sechsjährige Geoffrey Studd mit der Autotaxe zum Schulunterricht und nach dessen Beendigung wieder nach Hause gefahren. Geoffrey Studd dürfte wohl der einzige Schüler der Welt sein, der dieses Vorrecht genießt, denn die Kosten der Autofahrten trägt das Ministerium für Volksbildung und Unterricht.

Mit diesem ungewöhnlichen Stand der Dinge hat es nämlich seine besondere Bewandnis. Die Schule in Harty hatte früher 60 Schüler. Diese Zahl sank aber durch Abwanderung eines großen Teils der Bevölkerung bis auf einen Schüler, und dieser Schüler war der kleine Studd. Man hat eingesehen, daß es sich nicht lohnen würde, wegen eines einzigen Schülers eine ganze Schule zu heizen und Lehrpersonal zu beschäftigen, und so hat man sich dazu entschlossen, den Knaben am Schulunterricht in der zwei Wegstunden entfernten Stadt Eastchurch teilnehmen zu lassen und die Kosten für die Autofahrt zu tragen. Die überflüssig gewordene Dorfschule in Harty aber ist geschlossen worden.

*

Ein Elternprotest

Ueber idyllische Zustände in einer Schule eines französischen Dorfes, die stark an Schilderungen aus Sowjetrußland erinnern, berichtet ein Korrespondent des französischen Blattes „Le Journal" in Paris:

„Warum gehst du nicht mehr zur Schule?" fragte ich eines der Kinder. Die Antwort lautete: „Wir streiken!" Als ich mir hierauf die Schulräume ansah, stellte ich fest, daß an der Wand die Schwalben ihre Nester gebaut hatten. Von den Wänden lief das Wasser herunter, und Feuchtigkeit herrschte überall. Der Lehrer erklärte: „Seit sechs Jahren regnet es in meiner Klasse." Wir kamen zur Schule der Mädels. Ein pestilenzialischer Geruch herrschte dort. „Es ist das Abflußrohr", erklärte mir die Lehrerin, „das unter meiner Klasse entlang läuft. Und wie Sie sehen, liegt die Mündung des Rohres gerade unter meinem Fenster. Seit drei Jahren ist die Mündung des Rohres offen." Die Umbauarbeiten waren auf Vorschlag der Gemeinde im Jahre 1934 auf 920 000 Francs veranschlagt worden, von denen der Staat 739 000 Francs zuschoß. Seit zwanzig Monaten sollten die Arbeiten beendet sein. Die Unternehmer aber verließen die Baustätte mit der Begründung, daß sie nicht bezahlt worden seien. Es ist heute unmöglich, ja gefährlich, die Kinder wieder in die alten Räume zu bringen. Die Familien haben sich beschwert, alle gesetzlichen Schritte sind indessen vergeblich gewesen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß das Lehrerkollegium erleben mußte, daß eines Tages die Bänke ihrer Klassen nicht von den Schülern, sondern von den Eltern besetzt worden waren. Dies ist im Augenblick der Stand der Protestaktion der Eltern. In Erwartung der Erfüllung ihrer Wünsche spielen die Kinder in der Herbstsonne, während die Eltern auf den Schulbänken sitzen und protestieren."

Anekdoten

Dann!

Bei einem Festessen kam der spätere König Friedrich Wilhelm III. neben einen alten redseligen Herrn zu sitzen. Der alte Herr erzählte die unglaublichsten Geschichten. Als der Kronprinz von der Aufschneiderei genug hatte, sagte er: „Das ist noch gar nichts. Ich werde Ihnen mal erzählen, was ich erlebt habe, als wir hohen Besuch aus Rußland hatten. Wir befanden uns mit unserem Besuch in B. Eines Tages unternahmen wir eine Schlittenpartie über einen großen, zugefrorenen See. Anfangs ging alles gut, aber plötzlich — ein entsetzliches Krachen —" Der Kronprinz hielt die Hand vor die Augen und fuhr fort: „Schrecklich, ich darf nicht daran denken. Also, ein entsetzliches Krachen —"

Der alte Herr konnte das Ende der Erzählung nicht erwarten. Gespannt fragte er: „Und, Königliche Hoheit, was geschah dann?"

Ernst erwiderte der Kronprinz: „Dann sind wir alle ertrunken!"

*

„Sie müßten sich vorsehen!"

Trotz seines hohen Alters besuchte der Großherzog Karl Alexander die Weimarer Kunstausstellungen, in denen es nicht an modernen und übermodernen Gemälden gefehlt hatte. Man hatte ihm gesagt, man müsse auch diese Kunst zu verstehen suchen, sich in das Schaffen der jungen Künstler einfühlen. Ein solches Gemälde erregte das Interesse des Fürsten, er betrachtete es aufmerksam von allen Seiten, ließ sich den jungen Künstler herbeirufen, damit er ihm das Werk erkläre. Der Großherzog: „Dieser blaue See! Liegt er in der Nähe Weimars?" — Der Maler: „Das ist kein See, Königliche Hoheit, das ist eine Wiese." — Großherzog: „Interessant, sehr interessant, in der Tat. Eine blaue Wiese! Was soll aber die Rokokokommode dahinten auf der Wiese?" — Der Maler mit leichter Ironie: „Verzeihung, Königliche Hoheit, das ist eine im Grase lagernde Kuh." — Großherzog: „Scharmant! Sehr schön! Interessant! Sehr interessant! Also eine Kuh und keine Rokokokommode?" — Neues genaues Betrachten des Bildes aus verschiedenen Entfernungen, und dann mit freundlichem Ton zu dem Künstler: „Hören Sie, mein Lieber, hm, Sie können von Glück sagen, daß Sie Maler sind. Wären Sie etwa Gutsbesitzer geworden, müßten Sie sich doch recht vorsehen beim Einkauf einer Kuh. Sie könnten leicht aus Versehen statt ihrer eine Kommode einhandeln!"

*

Der gemalte Prozeß

Als sich einst bei Friedrich dem Großen zwei Maler für eine ausgeschriebene Stelle in der Malakademie meldeten, befahl ihnen der König, zur Probe einen Prozeß bildlich darzustellen. Einige Wochen später fanden sich die beiden Kandidaten mit ihren Werken ein. Das Bild, das der eine vorzeigte, stellte einen Gerichtssaal mit allen Einzelheiten dar und der Eindruck von einer Prozeßverhandlung war so vollkommen, daß der König schon geneigt war, diesen Maler einzustellen. Als der zweite Kandidat sein kleines Bildchen enthüllte, erblickte man darauf nur eine kahle, flache Sandgegend und in ihrem Vordergrund zwei Personen. Die eine, die den Prozeß verloren, war ganz nackt, während die andere, die ihn gewonnen hatte, auch nur noch mit einem zerrissenen Hemd bekleidet war. Der König mußte über diese treffende Versinnbildlichung, die die Nutzlosigkeit der meisten Prozeßführungen geißelte, laut lachen und gab dem witzigen Verfertiger dieses Bildes die freie Stelle.

Die Preisträger unserer Verkehrsaufgabe (Heft 22/1937)

1. **Ernst Lührs, Neustadt-Orla, Wimmlerstraße 14,**
2. **Ingeborg Stoll, Stralsund, Peter-Blome-Straße 15,**
3. **Hilmar Beckmann, Berlin N, Triftstraße 38,**
4. **Kurt Kleinert, Dortmund, Schubertstraße 14,**
5. **Heinrich Bockhorst, Andernach, Güntherstraße 31,**
6. **Werner Stahlschmidt, Klafeld, Sohlbacherstraße 21,**
7. **Hilde Schläger, Wolfenbüttel, Saarplatz 3.**

Ja, liebe Freunde, ich muß leider bekennen, daß ihr es in der Verkehrserziehung bis zur Meisterschaft noch nicht gebracht habt. Schade, es sind kaum sieben richtige Lösungen eingegangen, so daß das Los diesmal nur die Reihenfolge der Preisträger zu bestimmen hatte.

Die richtige Lösung lautet nämlich: Gruppe 1, BCA; Gruppe 2, AB; Gruppe 3, AB; Gruppe 4, BA; Gruppe 5, BA; Gruppe 6, AB; Gruppe 7, BAC; Gruppe 8, AB; Gruppe 9, AB; Gruppe 10, AB; Gruppe 11, BCA; Gruppe 12, AB.

Wenn ihr nun Zweifel habt, daß unsere Lösung die richtige ist, so will ich euch verraten, daß ich unsere Aufgabe und die Lösung der „Deutschen Verkehrswacht" zur Prüfung vorgelegt habe. Ein Irrtum ist demnach ausgeschlossen.

An dieser Stelle aber will ich besonders den vielen jungen Freunden danken, die mir ihre Lösung in so geschmackvoller und fein säuberlicher Weise geschickt haben. Ich bin sicher, daß ihr euch nicht entmutigen laßt und weiter mitmachen werdet, denn wer weiß, wer beim nächsten Mal der Preisträger ist!

Nun wollen wir gleich an eine neue Aufgabe herangehen. Es ist diesmal etwas ganz Eigenartiges: Ihr sollt mir nun zu dem nebenstehenden Bild eine kurze Geschichte schreiben, ein Erlebnis oder eine Beobachtung. Schreibt aber keine kunstvollen Sätze, sondern schreibt mir ganz einfach und ungeziert. Wer zu dem Bild die schönste Geschichte erfindet, bekommt einen Preis, und zwar in der bekannten Reihenfolge: 1. Preis 10 RM., 2. Preis 5 RM., 3.—7. Preis je ein spannendes Jugendbuch.

Die Einsendungen müssen bis zum 15. **Dezember 1937** — aber richtig frankiert! — an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin SW 19, Wallstraße 17/18,** geschickt werden.

Die Namen der Preisträger gebe ich dann in **Heft** 2 des neuen Jahres bekannt.

Außerdem werde ich die schönste Geschichte in einer der nächsten „Kinderwarte" abdrucken. Also nun ans Werk, und zeigt einmal, daß ihr erzählen könnt!

Mit freundlichen Grüßen und Heil Hitler

Euer F r i t z.



Unsere neue Preisaufgabe!

Aufnahme: Scherz-Wauer





Kleine Hausfrau

Altmaterial

Bernd und Gerhard sammelten heute das erstemal für ihre Jungenschaft Altmaterial ein. Sie hatten einen kleinen Leiterwagen, auf dem zwei Kartoffelkörbe standen, die sich mehr und mehr füllten. Sie kannten fast alle Familien gut, bei denen sie vorfuhren. Bei vielen stand schon das im Hause überflüssig gewordene Altmaterial in einem Korbe an der Gartentür. Sie brauchten es nur auszuschütten. Dann und wann aber mußten sie auch in den Keller oder in den Schuppen hinein, wo das zum Abholen bereite Zeug lagerte. Es war gut, daß Bernd noch einen Pappkarton mitgenommen hatte, in den sich alles hineinschaufeln ließ. So kamen sie bis ans Ende ihrer kleinen Ortschaft. Außerhalb lagen nur noch ein kleines Gartenhaus und eine größere Villa, deren Bewohner, wie sie wußten, verreist waren. Da gab's nichts abzuholen. Aber zur alten Bockmüllern mußten sie noch hin. Gerhard fuhr sich mit seinen Fingern durch die Haare. „Mensch", sagte er, „das wird 'ne schwere Kiste!" Bernd kniff die Augen zusammen und schaute seinen Kameraden mit einem Spitzbubenlächeln an. Die Bockmüllern! Auwaih! Sie war in der ganzen Ortschaft bekannt und gefürchtet. Erstens hatte sie einen schrecklich struppigen Köter. Alle Kinder warfen mit Steinen nach ihm, worauf er mit wütendem Gekläff auf sie losfuhr. Aber er war zu klein, um Furcht einzuflößen. Zweitens war die Bockmüllern saugrob. Mit ihr wollte kein Mensch was zu tun haben, doch die Jungens mußten jetzt wohl oder übel mit ihr anbinden. Furcht? Das wäre doch gelacht! Also los! —

Wie erwartet, empfing sie am Gartenzaun des kleinen Grundstücks das grimmige Gekläff „Struppis". So hieß nämlich der Bockmüllerin Hundeliebling. Als Bernd und Gerhard gar wagten an der Gartentürklingel zu reißen, steigerte sich sein Bellen zu einem zornigen Gezeter. Die Gartentürglocke schrillte. Die Haustür wurde aufgerissen. Der struppige Kopf der Bockmüllern erschien. „Wollt ihr machen, daß ihr fortkommt, ihr Lauselümmel!" Drohend hob sie den Besen, den sie grade in der Hand hatte. Wider Erwarten rannten die Jungens aber nicht davon. Und nun sah sie auch den Handwagen, der vor ihrer Tür stand. Finster blickend kam sie bis an die Gartentür. Sie knurrte: „Was wollt ihr verdammten Bengels?" Sanft und freundlich antwortete Bernd: „Wir wollten gern das Altmaterial abholen." Gerhard krähte mit seiner hellen Stimme dazu: „Für unsere Jungenschaft!" Die Alte fing an fürchterlich zu lachen: „Da könnt ihr mich ja gleich selber mitnehmen!" Plötzlich wurde sie wieder ernst und starrte die Jungen prüfend an. „Lausejungs", murmelte sie, dann öffnete sie die Gartentür. „Im Keller liegt das Zeug, holt's euch selber! Links in der Ecke, woanders habt ihr nichts zu suchen! Und dann nehmt die Beine unterm Arm und macht, daß ihr wieder fortkommt!" Die Jungens verschwanden schleunigst in der Kellertür. Links in der Ecke lag eine Menge Gerümpel. „Mensch, das können wir doch nicht alles mitnehmen", flüsterte Bernd. Gerhard meinte: „Wir suchen uns raus, was wir brauchen können." Mit großer Eile kramten sie Blechschachteln, einige leere Tuben, zerknittertes Silberpapier und schließlich einen kleinen verschlossenen Kasten heraus. Das war ja etwas ganz besonders! Ganz schwarz sah er aus und weiße Verzierungen waren in das Holz eingelassen. Die Jungs tauschten einen erstaunten Blick aus. Mitnehmen oder dalassen? Gerhard legte ihn auf seinen Pappkarton und bedeckte ihn halb mit einigen Metallkapseln von Flaschen. Oben angekommen empfing sie der prüfende Blick der Bockmüllern. Bernd hielt ihr den Kasten unter die Nase. Vielleicht war sie kurzsichtig. Da weiteten sich plötzlich die Augen der Alten. Mit einem raschen Griff riß sie das Kästchen aus dem Pappkarton. „Jungs", schrie sie fast, „wo habt ihr das her?" „Es lag mit in der linken Ecke", beteuerte Gerhard. „Ihr seid ja ein paar Hauptkerle!" schmunzelte jetzt die Bockmüllern und streichelte das Kästchen mit ihren dürren Fingern. Und nun geschah das Wunderbare: Die Alte nötigte die Jungs in ihre Stube, sie mußten da eine Tasse Kaffee trinken und bekamen sogar jeder ein Stück von der Bockmüller selbstgebackenen Kuchen. „Das ist die Belohnung!" brüllte sie die Jungens an. „Was ist denn drin?" frug der neugierige Gerhard. „Altmaterial", lachte sie und öffnete den Deckel des Kästchens. Was fiel heraus? Eine Menge alter Fotografien. „Meine Kinder", murmelte die Alte. Oder schluchzte sie? Sie wendete sich ab und ging hinaus.

Da sind Bernd und Gerhard ganz still davongeschlichen.

Ursula Scherz.

Wer schneidet mit?



Anekdoten

Der kleine, unansehnliche doch sehr berühmte protestantische Pastor Dietrich ward einst vom Könige, der das große Licht leuchten sehen wollte, zur Audienz befohlen.

Dietrich, ein pedantischer, seinen Büchern und Studien lebender Gelehrter, der sich nicht ins praktische Leben schicken konnte, redete den König folgendermaßen an:

„Halber Gott, großer Friedrich!"

Der König antwortete kurz gefaßt:

„Ganzer Narr, kleiner Dietrich!"

Die Audienz war zu Ende.

★

Friedrich besichtigte ein Reiterregiment und fragte den Oberst nach den einzelnen Offizieren. Der Oberst äußerte sich über alle sehr lobend, nur einen Rittmeister tadelte er und meinte, es wäre ihm lieber, wenn derselbe versetzt würde.

„Warum?" fragte Friedrich.

„Er säuft, Ew. Majestät." —

Der König haßte dieses Laster — und das wußte der Oberst, der dem Rittmeister feindlich gesinnt war, sehr wohl, er baute darauf seinen Plan, den Rittmeister loszuwerden. So leicht ward ihm das nicht. Der König beobachtete während der Revue den beschuldigten Rittmeister und seine Schwadron genau, fand zu seiner Überraschung, daß die Schwadron unter Führung des Rittmeisters in jeder Beziehung ausgezeichnet gedrillt war, während die Leistungen der belobten Offiziere ihn nicht befriedigten. Nach Beendigung der Revue nahm der König den Oberst beiseite und sagte ihm ins Ohr:

„Weiß Er was, sauf Er auch!"

★

Liliencron war ein milder Kritiker, so daß er die gesamte Produktion der jüngeren Dichter, im Durchschnitt täglich 2—4—6 Gedichtbücher, Romane, Dramen erhielt. Obwohl er sich Schlafen, Essen usw. abgewöhnen wollte, gelang's ihm nicht, das alles zu bewältigen. Schließlich verschickte er nur noch gedruckte Abwehrkarten.

Eines Tages sandte ihm ein junger Dichter ein Paket Lyrik mit der Bitte um sein Urteil und legte folgende Verse bei:

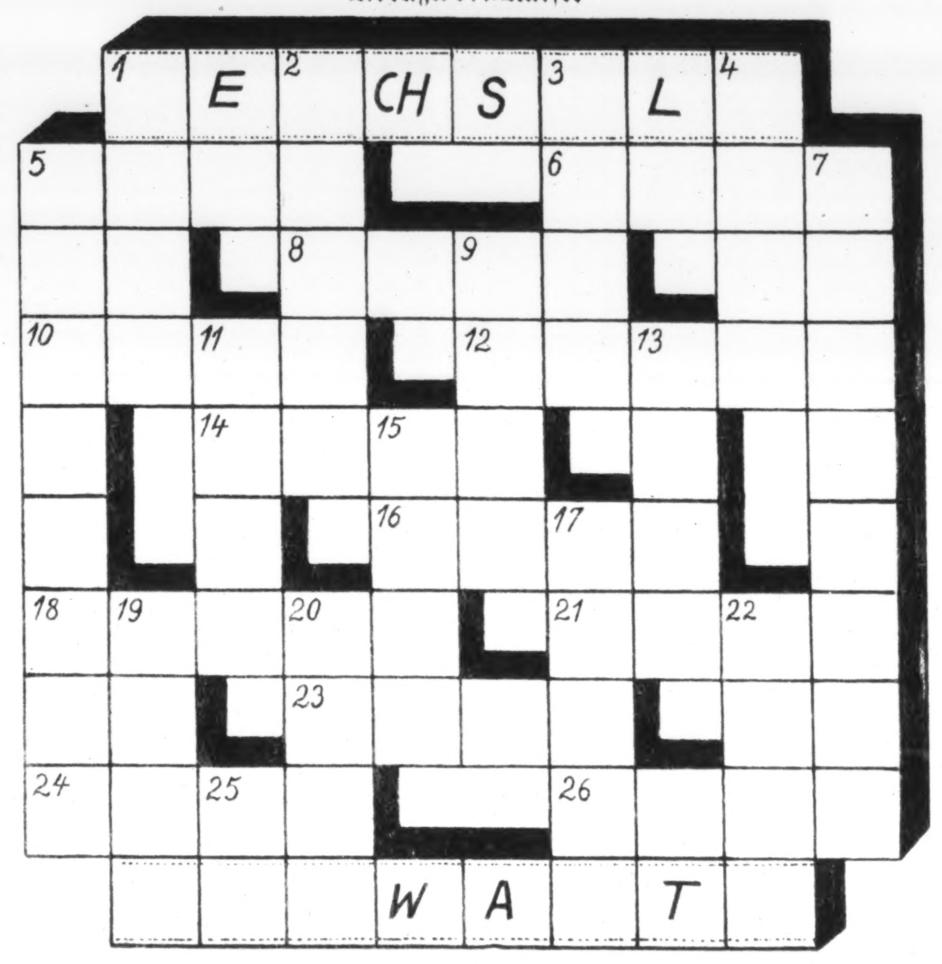
Ich fühle immer mich geadelt,
Wofern ein weiser Mann mich tadelt.

Liliencron schickte alles zurück mit der Bemerkung: „Ernenne Sie von mir aus zum Großherzog."

★

Kurzweil am Feierabend

Kreuzwort-Rätsel



Waagerecht: 5. Meerenge im Norden, 6. zwei Augen im Würfelspiel, 8. italienische Insel, 10. Gebirge in Mittelgriechenland, 12. Vogel, 14. Mädchenname, 16. Mädchenname, 18. das Auserlesene, 21. Kellner, 23. Beruf, 24. früheres Apothekergewicht, 26. Rauchabzug.

Senkrecht: 1. altgermanisches Schriftzeichen, 2. höchst Vollkommenes, 3. holländische Stadt, 4. röhrenförmiger Metallbehälter, 5. Stadt in der Rheinprovinz, 7. Küchenpflanze, 9. semitische Gottheit, 11. männlicher und weiblicher Vorname, 13. Küchengerät, 15. leidenschaftliches Verlangen, 17. Beiname für Erlösergottheiten (griechisch „Retter"), 19. Kippwagen der Feldbahnen, 20. dichter Wald, 22. Mädchenname, 25. Flächenmaß. (ö = oe.)

Die Buchstaben der obersten und untersten waagerechten Reihe nennen den Gegenstand, der vor dir liegt.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 22

Kombiniertes Kreuzworträtsel.

Waagerecht: 4. Nikaria, 6. Wandkarte, 8. Tor, 9. Ode, 11. Alb, 14. Ulm, 16. du, 17. Aussa, 18. As, 19. Zug, 20. Abt, 22. Leo, 24. Ahn, 25. Elberfeld, 28. Landung. — Senkrecht: 1. Din, 2. Lake, 3. Sir, 4. Nara, 5. Atom, 6. wo, 8. Tadel, 10. Eisen, 12. lau, 13. Bug, 14. USA., 15. Lab, 19. Zoll, 21. Talg, 23. Erde, 26. Bau, 27. Ene.

Verzehrende Liebe zu unserer Jugend ist die Quelle unserer Kraft. (Wächtler.)

Rätsel-Auflösung aus Heft 21

Rösselsprung.

Es ist doch verdienstlicher, ein Kind zu erziehen, als ein Buch über Kindererziehung zu schreiben. (Gorch Fock.)

Geographisches Silben-Spruchrätsel.

1. Kissingen, 2. Wiesbaden, 3. Allenstein, 4. Berchtesgaden, 5. Leipzig, 6. Dortmund, 7. Memmingen, 8. Schweinfurt, 9. Saarbrücken, 10. Detmold, 11. Marienburg, 12. Schweidnitz, 13. Charlottenburg, 14. Stralsund.

Ein Kind, das nicht spielt und dem nicht wackelt der Mund, ist nicht gesund.

Kombinierte Rätsel-Rosette.

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 3. Sinn, 4. Donner, 6. Kaune, 7. er, 9. Faun, 10. Ried, 12. Rune, 13. Eger, 14. Fabel, 16. Nornen, 17. Main. — Senkrecht: 1. Kinn, 2. Anne, 3. Sonne, 4. Daunen, 5. Reigen, 6. Kaub, 8. Reel, 10. Reben, 11. Dr., 14. Frau, 15. Anis. — Wir wollen dem deutschen Volk wieder sein Ahnenerbe geben, es wieder in die lebendige Ueberlieferung seines Volkstums hineinstellen. Adolf Hitler.

Bildrätsel.

Ein Kerker ist die Erde
Für den, der nie sich freut;
Zum Paradiese werde
Sie uns durch Fröhlichkeit.

(Aug. Langbein.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte" Heinrich Beenken, Berlin SW 19, Wallstr. 17/18
Hauptschriftleiter: Wilhelm Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Druck: Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW 19, Wallstraße 17/18



Vorweihnachtsstimmung

Aufnahme: „Das deutsche Bild
Bernhard Kaufmann